

Herrn
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

8700 Würzburg

Redaktion Mödl, Gustav und Schwemin, Wolfgang: **Der Weißenburger Waldführer. 650 Jahre Weißenburger Wald.** Weißenburg Stadtverwaltung, 1988.

Es war eine gute Idee, anstelle einer Festschrift zum Weißenburger Waldjubiläum – also in Erinnerung an die Waldschenkung Kaiser Ludwig des Bayern im Jahre 1338 – einen Waldführer herauszugeben, der sich an breite Bevölkerungskreise wendet. Man erfährt in diesem taschenbuchartigen Waldführer nicht nur das Wichtigste über die historischen Hintergründe der Waldschenkung und über die Geschichte des Waldes der ehem. Freien Reichsstadt, sondern ebenso vieles über Geologie, Pflanzengesellschaften, jagdbare Tiere, über die Grundsätze moderner Waldwirtschaft, den Naturpark Altmühltal u. a. m. Ein Stichwort-ABC des Schenswerten sowie 6 ausführliche Wandervorschläge und eine gut lesbare Wanderkarte runden das Büchlein ab, das nicht nur für die Weißenburger, sondern für alle von Interesse ist, die im Bereich des Verkehrsverbundes Großraum Nürnberg wohnen und einmal erholsame Wanderungen in erreichbarer Nähe ihres Wohnortes durchführen wollen.

gwz

Grönke, Eveline; Weinlich Edgar: **Die Nordfront des Römischen Kastells Biriciana-Weißenburg: Die Ausgrabungen 1986/1987.** Kallmünz/Opf.: Lassleben, 1991. ISBN 3-7847-5125-3. (= Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung. Herausgegeben von Hermann Dannheimer. Band 25).

Vor der Rekonstruktion des Nordtores im Römerkastell Weißenburg (1990/1991) fanden in den Jahren 1986/1987 umfangreiche Ausgrabungen statt, deren wissenschaftliche Auswertung nunmehr vorliegt. Als Ergebnis läßt sich die Errichtung des ersten Holzkastells ziemlich sicher auf das Jahr 90 datieren. Der Umbau zum (zweiten) Steinkastell erfolgte zwischen 140 und 150/60, die Umgestaltung des Nordtores (runde Türme nach Norden) später als 179. Anhand der in diesem Buch zusammengestellten und katalogisierten Funde, Befunde und Fundstellen haben die Verfasser – veranschaulicht durch zahlreiche Fotos, Zeichnungen und Karten – die Ergebnisse der Ausgrabungsarbeiten dokumentiert. Über den Wert für die Wissenschaft hinaus ist dieses Buch für jeden eine Fundgrube, der sich eingehender mit der Geschichte des römischen Weißenburg befassen will.

gwz

Heimatspflege in Franken



Nr. 30

1992

Neuer Mitarbeiter beim Bezirksheimatpfleger

Seit 1. 6. 1991 ist der aus Kulmbach stammende Dipl.-Historiker Ulrich Wirz als Referent für volkskundliche und regionalgeschichtliche Bereiche bei der Bezirksheimatspflege tätig. Nach dem Studium der Geschichte und Volkskunde war Wirz zuletzt Assistent an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am Lehrstuhl für neueste Geschichte bei Prof. Dr. Karl Möckl.

Mit dieser neugeschaffenen Stelle trägt der Bezirk Oberfranken dem enormen Aufgabenzuwachs in der Bezirksheimatspflege Rechnung. Dieser Aufgabenzuwachs hatte in den letzten Jahren zur Folge, daß der Bezirksheimatpfleger Dr. Albrecht Graf von und zu

Egloffstein Arbeitsschwerpunkte setzen mußte und dadurch in einigen Bereichen die Betreuung und Kontaktpflege nicht mehr in ausreichendem Maße wahrnehmen konnte. Wirz wird sich zunächst um den Auf- bzw. Ausbau von Materialsammlungen zu den Arbeitsgebieten Trachten, Volksmusik, Volkstanz, Mundart, Laienspiel, Brauchtum und volkskundliche Museen bemühen. Des weiteren soll die Zusammenarbeit mit bestehenden Vereinigungen, z. B. der vom Bezirk geförderten Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik und der Arbeitsgemeinschaft Mundart-Theater Franken, intensiviert werden.

Neues Wappenbuch für Oberfranken erschienen

Anfang Dezember 1990 wurde das 1963 zum ersten Mal erschienene Wappenbuch der oberfränkischen Kommunen in ergänzter und überarbeiteter Form vorgestellt.

Darin sind die bis zur Gebietsreform verwendeten Wappen sämtlicher oberfränkischer Landkreise, Städte und Gemeinden, die

bis zu diesem Zeitpunkt zu Oberfranken gehört haben, enthalten. Außerdem beinhaltet der Band sämtliche untergegangenen und heute noch bestehenden Kommunalwappen im heutigen Oberfranken.

Im Text wurde die vom seinerzeitigen Referenten für das Wappenwesen der Gene-

raldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, Klemens Stadler, verfaßte historische Abhandlung wiedergegeben. Zusätzlich erfolgte eine Erweiterung der Angaben zu den einzelnen Kommunen. Der Band beinhaltet eine Abbildung sämtlicher Wappen sowie deren Beschreibung mit dem Genehmigungsdatum, die Entstehungsgeschichte der Wappen, eine vollständige Aufzählung der Ortsteile und im Anschluß daran Hinweise über Literatur zur Geschichte des jeweiligen Ortes.

Erschienen ist dieser Band in der Schriftenreihe der Freunde der Plassenburg e.V. Kulmbach "Die Plassenburg" Band 48 unter dem Titel "Die Wappen der oberfränkischen Landkreise, Städte, Märkte und Gemeinden", herausgegeben von Klemens Stadler und Albrecht Graf von und zu Egloffstein und ist im Buchhandel bzw. beim Bezirk Oberfranken, Ludwigstraße 20, 8580 Bayreuth zu erwerben.

Bericht von der Tagung der oberfränkischen Heimatpfleger

Im Schloß Thurnau kamen die oberfränkischen Heimatpfleger zu einer Tagung zusammen, in deren Mittelpunkt ein Vortrag des Geschäftsführers des Bayer. Landesvereins für Heimatpflege Hans Roth über die Erhaltung und Pflege von Flurdenkmälern aus rechtlicher Sicht stand.

Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann betonte in seiner Begrüßungsrede die vorbildliche Aufgabenerfüllung der im Bezirk ehrenamtlich tätigen Heimatpfleger. Besonders erfreut zeigte sich Edgar Sitzmann darüber, daß der Bezirkstag einer zweiten hauptamtlichen Stelle in der Bezirksheimatpflege zugestimmt habe.

In einem kurzen Situationsbericht bedauerte Bezirksheimatpfleger Dr. Albrecht Graf von und zu Egloffstein, daß der Kontakt zur

regionalen Basis der oberfränkischen Heimatpfleger in der jüngsten Vergangenheit nicht mehr so intensiv gewesen sei. Weswegen auch eine derartige Zusammenkunft schon längst überfällig gewesen sei. Er verließ der Hoffnung Ausdruck, daß dank der personellen Verstärkung es in Zukunft wieder eher möglich sein wird, direkt auf die Heimatpfleger vor Ort zuzugehen.

Bezugnehmend auf den Bereich Denkmalpflege bedauerte Dr. Graf Egloffstein, daß es in Zukunft nicht mehr so leicht möglich sein werde, Zuschüsse für Maßnahmen der Denkmalpflege zu bekommen, wobei er auf die bedingt durch die erhebliche Mehrbelastung im Bereich Sozialhilfe angespannte finanzielle Situation des Bezirkes hinwies.

Flurdenkmäler als Stiefkinder des Denkmalschutzes?

Diese Frage stellte Hans Roth an den Anfang seiner Ausführungen über die Erhaltung und Pflege von Flurdenkmälern aus rechtlicher Sicht. Anhand einer Reihe von Zitaten aus Zurschriften verschiedener Heimatpfleger beschrieb Hans Roth die Situation, der die Heimatpfleger oftmals gegenüberstehen, wenn sie sich dieser "Stiefkinder" annehmen. Dabei betonte er, daß ihre Denkmaleigen-

schaft, ihre religiöse, rechtliche und volkskundliche Aussage noch immer zu wenig begriffen werde. Aufgabe der Heimatpfleger ist es, nach dem Denkmalschutzgesetz und nach der gemeinsamen Bekanntmachung über die Arbeitsbereiche der Heimatpflege, sich auch der Flurdenkmäler anzunehmen, sowohl im Rahmen des Erlaubnisverfahrens, der Baugenehmigung, der Flurbereinigung

usw. Er soll mitwirken bei der Inventarisierung und Erforschung der Bau- und Bodendenkmäler, wozu folgerichtig auch die Flurdenkmäler als Zeugnisse der Sakral- und Rechtslandschaft und damit auch von volkskundlicher Bedeutung zählen. Die "volkskundliche Bedeutung" wird eigens in der Begriffsbestimmung zum Art. 1 DSchG angesprochen. Gefährdet sieht Roth weniger die kunsthistorisch bedeutsamen barocken Bildstöcke, Kreuzwegstationen, Kreuzschlepper, die Johannes-von-Nepomuk-Figuren an Brücken, deren Wert ja längst bekannt sei, sondern vor allem um die unscheinbaren Zeugnisse der Volksfrömmigkeit. Die Flurkreuze, die schlichten Erinnerungsmale an Unglücksstellen, die Sühnekreuze in Wäldern etc. Sie alle haben eine geschichtliche, eine religiöse Aussage, sie prägen unverwechselbar die Landschaft.

Gerade diese Zeugnisse, oft vom Material her der raschen Vergänglichkeit ausgesetzt, sind stark gefährdet: durch Straßenbaumaßnahmen, durch Streusalz, Schwerlastverkehr sowie durch immer leistungsfähiger werdende landwirtschaftliche Maschinen. Gefährdet sind solche Denkmäler oft auch an Hofeinfahrten, in der Nähe von Gehöften und bei baulichen Maßnahmen allgemein.

Zur Eigentumsfrage führte Hans Roth aus, daß in der Regel der jeweilige Eigentümer des Grundstückes, auf dem sich der Bildstock befindet, auch Eigentümer des Bildstockes ist, wenn er nicht von seinen Vorfahren, sondern von Außenstehenden, z. B. als Dank für einen überstandenen Unfall oder als Erinnerung an einen hier geschehenen Todesfall errichtet wurde. Nach dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz hat der Eigentümer des Bildstockes oder des Flurdenkmals die Verpflichtung, dieses Flurdenkmal in stand zu halten, in stand zu setzen, sachgemäß zu behandeln und vor Gefährdung zu schützen, soweit ihm das zuzumuten ist (Art. 4 Abs. 1). Zu solchen Erhaltungsmaßnahmen kann der Eigentümer auch von den Denkmalschutzbehörden verpflichtet werden, d. h. aber auch, er kann mit Zuschüssen – in der Regel – rechnen. Das BGB sieht solche Bildstöcke und Flurdenkmäler als wesentliche Bestandteile des jeweiligen Grundstückes an. Deswegen ist nach einer Neuverteilung von Grundstük-

ken durch eine Flurbereinigung jeweils der jetzige Eigentümer für den ordnungsgemäßen Zustand eines Flurdenkmals verantwortlich, weil auch der "wesentliche Bestandteil" des Grundstückes auf ihn übergeht. Roth gab zu bedenken, daß die langjährige Praxis, störende Flurdenkmäler einfach abzutragen und an anderen Orten gesammelt aufzustellen, einem Depot oder einer Art "Flurdenkmäler-Friedhof" gleichkomme. Gleichfalls sei der Weg in den Museumshof keine Lösung. Allerdings konstatierte er den Flurbereinigungsbehörden ein erfreuliches Umdenken und verwies auf die 1983 erschienene Broschüre "Flurbereinigung und Denkmalpflege". Roth führte weiter aus, daß für den Schutz, den Erhalt und die Pflege der Flur- und Kleindenkmäler die gleichen gesetzlichen Bestimmungen wie für alle übrigen denkmalpflegerischen Maßnahmen gelten.

Besonderer Gefährdung ausgesetzt sind in jüngster Zeit alte Grenzsteine, die von "Sammlern" ausgegraben und abtransportiert werden. Roth berichtete, daß er einen solchen vor einigen Jahren sogar in einem Münchner Antiquitätengeschäft angeboten vorfand, ebenso auch einen fast zwei Meter hohen Bildstock. Eine solche Aneignung stellt in der Regel einen Strafbestand nach dem Strafgesetzbuch, zumindest eine Ordnungswidrigkeit dar. Nimmt ein Grundstückseigentümer einen historischen Grenzstein, der auf seinem Grund und Boden steht, weg, so begeht er eine Unterschlagung (§ 246 StGB, Urteil des Oberlandesgerichts Frankfurt, NJW 1984, 2303). Auch die Beschädigung und Zerstörung eines historischen Grenzsteins als eine öffentliche Sache wird bestraft (§ 304 StGB). Die unbefugte Wegnahme von Grenzsteinen ist außerdem eine Ordnungswidrigkeit nach dem Bayerischen Gesetz über die Abmarkung der Grundstücke vom 6. 8. 1981.

Als wichtige vorbeugende Maßnahme durch die Heimatpfleger sieht Roth die Erfassung, die systematische Inventarisierung der Flurdenkmäler, um den Gesamtbestand möglichst lückenlos zu erfassen. In dieser Beziehung als vorbildlich skizziert Roth das in Franken bisher geleistete, sei es von einzelnen, von Arbeitsgemeinschaften, Vereinen oder Interessengruppen. Wissenschaftliche Vorarbeiten, Zusammenfassungen und Ein-

zeldarstellungen sind u. a. Josef Dünninger, Karl Treutwein, Heinrich Mehl, Bernhard Schemmel oder Reinhard Worschech zu verdanken. Umfassende Inventare als Ergebnisse praktischer denkmalpflegerischer, aber auch forschender Betätigung legten gerade hier in Oberfranken Karl Dill und Roland Graf vor.

Daß der Brauch, Flur- und Kleindenkmäler zu errichten, auch heute noch fortlebt, verdeutlichte Roth mit seinem Hinweis auf den Vortrag des Tübinger Volkskundlers Konrad Köstlin zum Thema "Todeszeichen am Straßenrand" anläßlich der 10. ostbayerischen Jahrestagung der Flur- und Kleindenkmalforscher in Waldersbach bei Regen.

Abschließend führte Roth aus: "Es gilt, diese lange verkannten Zeugnisse der Volkskultur, Volksfrömmigkeit und Geschichte in der breiten Öffentlichkeit bewußtbar zu

machen, es gilt, eine Lobby zu gewinnen für die landschaftsprägenden Flurdenkmäler, damit aus den eingangs genannten "Stiefkindern", nicht nur adoptierte, sondern legitime und damit gleichberechtigte Kinder werden. Denkmäler, die einen gleichberechtigten Stellenwert innerhalb unserer Kultur- und Denkmalpflege einnehmen."

Nach einem gemeinsamen Mittagessen stellte sich dann der neue Referent bei der Bezirksheimatpflege Ulrich Wirz den Heimatpflegern vor. In einem sich anschließenden Gespräch wurde seitens der Heimatpfleger der Wunsch geäußert, daß durch die personelle Verstärkung der Heimatpflege auch wieder verstärkt Besuche bei den Heimatpflegern vor Ort ermöglicht werden.

Ein gemeinsamer Rundgang durch das Töpfermuseum in Thurnau beschloß die Tagung.

Heimatspflege in Franken



Nr. 31

1992

Volksmusikpflege in Franken

Zur Arbeit der Beratungsstelle für fränkische Volksmusik des Bayerischen Landesvereins für Heimatspflege

Der Bayerische Landesverein für Heimatspflege hat im Jahr 1978 auf Drängen des damaligen Geschäftsführers Kurt Becher, dessen meistgefördertes Betätigungsfeld die Volksmusikpflege war, begonnen Volksmusik-Beratungsstellen einzurichten. Die erste derartige Stelle wurde damals für Gesamtfranken in Stein bei Nürnberg eingerichtet. Inzwischen sind fünf Angestellte des Landesvereins in ganz Bayern hauptamtlich für die Volksmusik zuständig. Zwei davon sind für Franken abgestellt. Die damals eingerichtete Beratungsstelle für fränkische Volksmusik hat seit Oktober 1991 zwei Dienststellen, die sich um die Gebiete im östlichen (Oberfranken und östliches Mittelfranken) und im westlichen Franken (Unterfranken und westliches Mittelfranken) kümmern. Finanziert werden diese Stellen über den Bayerischen Musikplan mit Unterstützung der Fränkischen Bezirke.

Was heißt nun 'kümmern', was ist der Auftrag dieser Beratungsstelle? Wie aus der Benennung bereits ersichtlich ist, wird Hauptaufgabe die *Beratung* sein, und zwar in allen drei Bereichen der regionalen musikalischen Überlieferung: Instrumentalmusik, Tanzen und Singen. Diese Bereiche sind untrennbar miteinander verflochten: Instrumentalmusik war in der Vergangenheit zum allergrößten Teil Tanzmusik, zur Musik wurde selbstverständlich auch gesungen und dies gilt auch für den Tanz. Geistliches Singen und Musizieren gehört ganz selbstverständlich mit zum Arbeitsgebiet. Fragt man nach dem zeitlichen Bezugspunkt der Pflege, wird man gemäß der Zielsetzung einer Integration der tradierten Kulturelemente ins gegenwärtige Leben versuchen, sich möglichst auf diejenigen Inhalte der regionalen Musikkultur zu beziehen, welche am wenigsten lange vergessen oder sogar noch lebendig sind. Diese musikalischen und tänzerischen Formen liegen dem musikalischen Geschmack der Jetzt-Zeit am nächsten, sind ihr vermutlich am angenehmsten und können demnach

wahrscheinlich auch heute Funktionen erfüllen und – wieder oder weiterhin – in Gebrauch genommen werden.

1. Volksmusikpflege in den drei Bereichen 1.1 Instrumentalmusik

In der Instrumentalmusik bedeutet das, daß sich die Pflege größtenteils auf die Musik aus der Zeit unserer Großeltern und Eltern bezieht. Nach dem 2. Weltkrieg erfolgte durch die modernen, aus Amerika übernommenen Musizierformen eine tiefgreifende Veränderung in der Musikkultur, die viele der alten Kapellen zum Aufgeben zwang. Sie waren entweder den neuen Formen technisch nicht mehr gewachsen oder die 'neumodischen' Stücke und Instrumente sagten ihnen nicht zu, wurden aber vom Publikum verlangt. Gleichwohl sind Teile der älteren Überlieferung in manchen Teilen Bayerns und Frankens noch in Gebrauch, dann natürlich im Repertoire gemeinsam und vermischt mit den moderneren Formen der Unterhaltungs- und Tanzmusik. Häufig zitiertes Beispiel dafür sind die Zwiefachen im östlichen und südwestlichen Mittelfranken, der Oberpfalz und Niederbayern.

Die Volksmusikpflege versucht nun, den Musizierenden diese Tanzmelodien aus der Zeit der Jahrhundertwende bis zum Abbrechen der Überlieferung wieder ans Herz zu legen und ihnen das nötige Rüstzeug bereitzustellen. Dies erfordert vor allen Dingen die Aufbereitung und Herausgabe des Notenmaterials, wie es uns von den alten Musikanten vor allem in Form von handgeschriebenen Notenheften überliefert wurde. Die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik im Schloß Walkershofen, eine seit 1981 bestehende Einrichtung der drei fränkischen Bezirke, sammelt dieses Material und kann inzwischen reiche Bestände vorweisen.



Von der Beratungsstelle nicht geleistet werden kann die technische Ausbildung der Musizierenden auf ihrem Instrument. Dafür stehen aber ohnehin die ganz normalen Musiklehrer und -lehrerinnen zur Verfügung, denn auch für die Volksmusik sind größtenteils keine anderen Spieltechniken notwendig. Eine gute Instrumentalausbildung ist fraglos für jede Art von Musik die Grundlage, auch wenn man immer wieder auf die Meinung stößt, Volksmusik sei so banal, daß sie ohne fundierte Instrumental-Kenntnis gespielt werden könne.

Selbstverständlich wird den Musizierenden, die an der 'alten' Musik Spaß finden, in allen Richtungen Hilfestellung geleistet. Musikgruppen werden besucht und dabei Tips zur Instrumentierung, zum Tempo und zur Spielweise einzelner Stücke gegeben. Es wird schon auch einmal ein Stück für eine Gruppe extra 'eingerichtet', d.h. die oft nur einstimmig vorhandene Melodie wird mit einer zweiten Stimme, eventuell einer Nebenmelodie oder dritten Stimme und der nötigen Harmonisierung für die Begleitung (Nachschlag und Baß) versehen. Ziel muß es jedoch sein, die Gruppen dazu selbst zu befähigen.

Zu diesem Zweck besteht das Angebot, auf Wochenend- und Wochenlehrgängen kleine Harmonielehre-Kurse zu besuchen. Auch hierbei ist aber selbständiges Weiterlernen zuhause mit den Materialien und Angeboten, die von den Musikverlagen und -schulen gemacht werden, vonnöten. Die Arbeit der Beratungsstellen kann nur Anstöße geben.

Die genannten Lehrgänge haben vorwiegend die Funktion, den Musizierenden in einem größeren Rahmen Besetzungsmöglichkeiten und Umgehensweise mit den Musikstücken vorzustellen. Nicht zuletzt soll den zum großen Teil jugendlichen Teilnehmern und Teilnehmerinnen das ausgiebige Musizieren mit anderen Interessierten einfach Spaß machen und für die Gruppenarbeit zuhause motivieren. Dabei werden insbesondere Multiplikatoren gern gesehen, die in ihrer heimischen Umgebung die Begeisterung und die erworbenen Kenntnisse weitertragen, sei dies nun im großen Blasmusikbereich, in einer kleinen Saitenmusik oder einer Musikschule.

1.2 Tanzen

Will eine Gruppe Tanzmusik spielen, muß sie, schon um des richtigen Tempos willen, selbstverständlich wissen, wie diese Tänze getanzt werden. Deshalb wird auf einem Musik-Lehrgang immer auch eine Tanzstunde angeboten, die zunächst die Rundtänze zu vermitteln hat, wie sie früher den größten Teil des Tanzrepertoires auf dem dörflichen Tanzboden ausmachten. Erst wenn die Grundtänze wie Walzer, Schottisch, Rheinländer, Mazurka und Dreher beherrscht werden, kann auf die kleinen regional oft unterschiedlich ausgeprägten Figurentänzchen, wie 'Bauernmädle', 'Eins, zwei, drei, vier' und andere eingegangen werden. Dieselben Inhalte werden bei örtlich durchgeführten Tanzkursen vermittelt, die sich natürlich dann auch an Nicht-Musizierende wenden. Sechs bis acht Abende lang wird in lockerer Atmosphäre fleißig geübt und manches verknotete Beinpaar mit sanfter Hilfestellung wieder entwirrt. Den Abschluß bildet ein öffentlicher Tanzabend, zu dem eine flotte Tanzmusikgruppe aufspielt. Dazu wird die gesamte Bevölkerung eingeladen, wobei mit Runden, welche nur die leichteren Grundtänze enthalten, versucht wird, dem 'ungelernten' Publikum das Mittanzen zu erleichtern.

Neben den kleinen, variantenreichen Figurentänzen werden aber auch größere Formen wie die 'Fräsee' (Française) angeboten und bilden seit einiger Zeit wieder wie früher einen Höhepunkt der Tanzveranstaltungen.

Damit die Tanzenden die Möglichkeit haben, das Gelernte auch künftig anzuwenden, sollten die örtlichen Mitveranstalter (Vereine, Jugendgruppen, Bauernverband u.ä.) in der Folgezeit an den üblichen Tanzterminen (Lichtmeß, Maienfang, Kirchweih, Kathrein) weitere öffentliche Tanzgelegenheiten in Form eines solchen Tanzfestes anbieten. Daß die Beratungsstelle bei Fragen und Problemen weiterhin mit Rat und Tat zur Seite steht, ist dabei selbstverständlich.

Weniger begeistert ist die Kursleitung, wenn aus dem Kurs eine Tanzgruppe entsteht, die ihre einzige Aufgabe nunmehr darin sieht, die gelernten Tänze der restlichen Bevölkerung auf einer Bühne vorzutanzten. Sicherlich ist nichts dagegen zu sagen, wenn fränkisches Kulturgut bei bestimmten Gelegenheiten vorgezeigt wird, doch im Grunde sind diese Tänze so einfach und leicht zu erlernen, daß es der ganzen Bevölkerung angeboten werden kann, selbst mitzutanzten. Häufig kennen ältere Leute ohnehin noch einen Teil der Tänze aus ihrer Jugendzeit.

1.3 Singen

Gleichwohl ist es verständlich, wenn im Kreis der Teilnehmer und Teilnehmerinnen, welche die geselligen Abende nach Beendigung des Kurses vermissen, der Wunsch entsteht, sich auch weiterhin zu treffen. Schon in den Tanzpausen bei den Kursen wird oft einmal ein Liedchen gesungen, existieren doch zu vielen der Tanzmelodien auch Texte. So bietet es sich an, regelmäßige oder unregelmäßige Abende zu veranstalten, an denen ein 'Singleiter' mit dem gesamten

Publikum fränkische Lieder singt. Soweit die Möglichkeit besteht, kann auch ein wenig getanzt werden.

Auch von anderen Gruppierungen kam in der Vergangenheit der Wunsch, Treffen durchzuführen, an dem Singfreudige einen geselligen Abend verbringen und dabei unter Anleitung fränkische Lieder lernen können. Landauf, landab werden seither solche Singabende durchgeführt, bei denen zwar mit Textblatt, aber ohne strenge Notendisziplin drauflos gesungen wird. Inzwischen müssen hierfür – wie auch für Tanzkurse – wegen der großen Nachfrage freie Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen angeleitet und beauftragt werden.



Selbstverständlich gehören aber nicht nur solche immer wieder anders zusammengesetzte 'Stegreif-Singkreise', sondern auch feste Gesangsgruppen, Gesangsvereine und Chöre, die drei- und vierstimmig singen, zum 'Kundenkreis' der Beratungsstelle. Sie wollen in Bezug auf fränkisches Liedrepertoire und Satz betreut und versorgt werden, wobei auch hier möglichst 'Hilfe zur Selbsthilfe' geleistet wird. Die Veröffentlichung von Material in Liederbüchern muß deswegen ein Teil der Aufgaben sein.

2. Forschung

Da sich die beschriebenen Maßnahmen der Pflege eng an die regionale Überlieferung halten wollen, muß mangels früherer umfassender Forschungsarbeiten ein Teil des benötigten Materials von den Pflege-Einrichtungen in Feldforschungen selbst erhoben werden. Das bedeutet, daß Gewährspersonen, die uns über die Vergangenheit etwas berichten können, gesucht und befragt werden müssen. Gerade im Tanzbereich, wo örtlich oft sehr unterschiedliche Tanz-Varianten vorhanden waren, sind nur relativ wenige Aufzeichnungen vorhanden. Auch die Instrumentalmusik läßt nach wie vor Fragen offen, was die früheren Besetzungen, die Musizierstile, die Überlieferungs- und Ausbildungspraxis betrifft. Ebenso sind im Liedbereich nach wie vor Entdeckungen in Bezug auf Repertoire und Singelegenheiten zu machen.

Die Vergangenheit hat gezeigt, daß die Tätigkeit der Volksmusikpflege selbst nur selten protokolliert und dokumentiert wurde. So stellt sich die Frage nach dem Woher vieler Phänomene bereits für die jeweils nächste Generation. Da die Pflege tatsächlich deutliche Wirkungen gezeigt hat, sollen deshalb sowohl die momentanen als auch die vergangenen Pflege-

strömungen und -aktivitäten zurückverfolgt und dokumentiert werden. Dies bezieht sich auf Sing- und Musiziergruppen und ihr Repertoire, die Lehrtätigkeiten und deren Inhalte.

Zu diesen Forschungen gehört nicht nur die Befragung von Beteiligten, sondern auch das Sammeln von Objekten und Materialien aller Art. Sie können oft Aufschluß über bestimmte Angelegenheiten geben, zu deren Klärung die Antworten der Gewährspersonen nicht ausreichen, da die Gegebenheiten oft aus subjektiver Sicht stark verzerrt darstellen. Dazu gehören Instrumente, Noten- und Liederhefte, Tonträger, Tanzkarten und -programme, Zeitungsartikel, Fotografien und anderes Material.

3. Zusammenarbeit mit anderen Institutionen

Ohne Frage kann eine Einrichtung zur Pflege fränkischer Musikkultur, die mit zwei Personen ausgestattet ist, aus zeitlichen Gründen nicht allen Anforderungen völlig auf sich gestellt nachkommen. Dies ist weder beabsichtigt noch ist es auch nötig, denn in Franken gibt es weitere Institutionen, die sich dasselbe Gebiet zur Aufgabe gemacht haben oder zumindestens Überschneidungen im Aufgabengebiet vorweisen.

Eng Zusammenarbeit wird mit den drei Bezirks-Arbeitsgemeinschaften für fränkische Volksmusik gepflegt, aus deren Reihen sich auch die freien Mitarbeiter der Beratungsstelle rekrutieren. Eine weitere wichtige Institution, die schon genannt wurde, ist die *Forschungsstelle für fränkische Volksmusik*. Intensive Kooperation mit ihr ist bereits durch die räumliche Nachbarschaft der Dienststelle West im selben Gebäude gegeben. Von hier werden Materialien bezogen und ausgetauscht, Forschungsergebnisse können sich gegenseitig ergänzen. Ähnlicher Art ist die Zusammenarbeit mit der *Professur für Volksmusik mit besonderer Berücksichtigung des Fränkischen Raums an der Universität Bamberg*.

Wünschenswert und noch ausbaubar sind Kontakte zu den allgemeinen Musikverbänden, wie beispielsweise dem Fränkischen Sängerbund, dem Nordbayerischen Musikbund und den vielen Schul- und Lehrstätten im musikalischen und tänzerischen Bereich. Nicht zu vergessen sind Volkshochschulen und allgemeine Schulen mit deren Lehrer- und Lehrerinnenbildung, wo in der Vergangenheit bereits Aktivitäten erfolgten.

4. Veröffentlichungen

Bereits mehrere Male wurde auf die ständige Notwendigkeit von Veröffentlichungen hingewiesen. Je breiter die Interessensgruppen und deren Tätigkeitsfelder gestreut sind, umso stärker ist die Nachfrage nach einem vielfältigen Material-Angebot, das den Bedarf all dieser Gruppen deckt. In der Veröffentlichungsreihe des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege finden sich deshalb aus dem fränkischen Bereich ein- und zweistimmige Notenausgaben, solche für Besetzungen mit C-Instrumen-

ten, für Blasmusikbesetzungen, eine bisher dreibändige Schule für Blockflöten (ein-, zwei- und dreistimmig), ein Heft mit Tanzbeschreibungen und zugehörigen Noten. Im Liedbereich wurde aus dem fränkischen Gebiet der erste Band der großen oberfränkischen Sammlung Christian Nützels vorgelegt, dreistimmig sind zehn Weihnachtslieder aus dem unterfränkisch besiedelten Dorf Elek in Ungarn eingerichtet.

Bei allen Veröffentlichungen wird selbstverständlich auf eine sinnvolle Ergänzung mit den Ausgaben der anderen Volksmusik-Organisationen geachtet, die hier ebenfalls sehr rege sind. Als neueste Ausgabe, die im Januar 1992 gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik Bezirk Mittelfranken herausgegeben wird, kann auf "Tafelmeiers Tanzmusik" hingewiesen werden. Es handelt sich um eine zweistimmig eingerichtete Sammlung von Instrumentalstücken, welche der Nürnberger Musikant Johann Baptist Tafelmeier im Jahr 1911 aufgezeichnet hat.

Die praktischen Ausgaben ergänzend liegen Dokumentationen der vom Landesverein durchgeführten Tagungen vor, in denen die dort gehaltenen Vorträge und Berichte zur Forschung und Pflege abgedruckt sind. In der Zeitschrift "Volksmusik in Bayern" ist außerdem ein vierteljährliches Mitteilungsblatt der Volksmusik-Beratungsstellen vorhanden. Besonders das fränkische Gebiet betrifft die Zeitschrift "Fränkische Volksmusikblätter", in der vierteljährlich Lieder und Musikstücke, Aufsätze, kleinere Mitteilungen, und ein Veranstaltungskalender veröffentlicht werden. Die Schriftleitung des Heftes, das ursprünglich als reine Vereinszeitschrift der drei Arbeitsgemeinschaften angelegt war, liegt nun bei der Beratungsstelle des Bayerischen Landesvereins, der Druckkosten und Versand an Mitglieder und Abonnent/inn/en übernehmen die drei Arbeitsgemeinschaften.

5. Volksmusikpflege – heute

Heimatpflege insgesamt kann nicht heißen, die Überbleibsel vergangener Zeiten der Nachwelt zu erhalten und für geschichtliche Betrachtungen aufzubereiten, dies ist die Aufgabe von Museen und Archiven. Stattdessen sollte sie versuchen, die tradierten Kulturelemente sinnvoll in die heutige Zeit zu integrieren, soweit sie heutigen Bedürfnissen entsprechen. Dies gilt auch für die Volksmusikpflege, und so wird sie von der Beratungsstelle des bayerischen Landesvereins vertreten. Musik, Gesang und Tanz nun sind Phänomene, die eingebettet in die Brauchformen des Jahres- und Lebenslaufs zumeist mit Geselligkeit, Fröhlichkeit und Vergnügen einhergehen und in diesem Zusammenhang auch heute Wirkung zeigen. Deshalb gilt als oberstes Gebot für alle Angebote der Pflege, daß es nicht bierernst zugehen darf. Gerade in der heutigen Zeit der immer weiter ausgedehnten Freizeit scheint es wichtig, den Menschen Angebote zur aktiven, anregenden und unterhaltsamen Eigenbetätigung zu machen. Und die besondere Stärke der regionalen Überlieferungen

liegt ja darin, daß es sich, besonders im Lied- und Tanzbereich, um relativ einfache, von den meisten Menschen problemlos zu realisierende Formen handelt. Wir meinen deshalb, daß die tradierte Musikkultur in ihren drei Bereichen die Bedürfnisse vieler Menschen trifft und auch heute wichtige Funktionen im gesellschaftlichen und im Gruppenleben einnehmen kann.

Solches Verständnis von Pflege beinhaltet auch die Absage an jede Art von Dogmatik. Musik in der Volkskultur war im Gegensatz zum "triumphierenden Gegenstand" Kunstmusik zumeist "dienender Gegenstand" und ist "unter dem Gesichtspunkt der Tauglichkeit für die Zwecke der Gruppe" zu betrachten.¹ Eine 'gute alte Zeit' gab es nie und sie ist auch nicht zurückholbar. Unser Angebot ist an die Menschen von heute gerichtet, ihnen und ihren Bedürfnissen hat unser Tun zu gelten.

Im folgenden sind die Adressen der Beratungsstelle und der oben genannten Institutionen, die sich mit Volksmusik beschäftigen, aufgeführt. Fragen, Wünsche und Hinweise auf Materialien oder eventuell sachkundige Gewährspersonen nehmen alle diese Einrichtungen gern entgegen.

¹ Ernst Klusen: Singen. Materialien zu einer Theorie (= Perspektiven zur Musikpädagogik und Musikwissenschaft, Band 11). Regensburg (Bosse) 1989, S. 162 ff.

Beratungsstelle für fränkische Volksmusik
– Dienststelle West
Franz Josef Schramm, Schloß Walkershofen
W-8704 Simmershofen, Tel. 09848/1830

Beratungsstelle für fränkische Volksmusik
– Dienststelle Ost
Stefanie Zachmeier M.A., Glockenweg 11
W-8504 Stein, Tel. 0911/674961

Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik
Bezirk Mittelfranken e.V.
Eberhard Hofmann, Roseggerstraße 38
W-8510 Fürth, Tel. 0911/799295

Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik
Bezirk Oberfranken e.V.
Hans Schöffel, Obere Marktstraße 79
W-8581 Weidenberg, Tel. 09278/259

Arbeitsgemeinschaft fränkische Volksmusik
Regierungsbezirk Unterfranken e.V.
Ludwig Moritz, Zur Feldwiese 5
W-8731 Gefäll, Tel. 09701/384

Forschungsstelle für fränkische Volksmusik
der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken
Dr. Horst Steinmetz, Schloß Walkershofen
W-8704 Simmershofen, Tel. 09848/470

Professur für Volksmusik mit besonderer Berücksichtigung des fränkischen Raums
Universität Bamberg
Prof. Marianne Bröcker, Feldkirchenstraße
W-8600 Bamberg, Tel. 0951/8638-402

Verantwortlich für diese Beilage:

Beratungsstelle für Fränkische Volksmusik, Glockenweg 11, 8604 Stein, Tel. 0911/674961,
Frau Stefanie Zachmeier

Heimatspflege in Franken



32
Nr. 31

1992

Hartmut Schötz

König Ferdinand von Bulgarien, Dr. Thomas Stettner, Dr. Adolf Bayer und ihr gemeinsames Interesse an Kaspar Hauser, dem "Findelkind Europas"

Zeitungsgespräch mit Dr. Oskar Bayer

Am 14. Juni 1940 fertigte der 1945 verstorbene Adolf Eichhorn diese Aufnahme mit Konrektor Dr. Thomas Stettner und dem früheren König Ferdinand von Bulgarien (rechts). Das Foto entstand vor dem Hauseingang zu Dr. Stettners Wohnung in der Welserstraße in Ansbach.

An verschiedene Besuche von König Ferdinand bei Dr. Stettner, Hofbuchhändler Max Eichinger sowie in seinem Elternhaus erinnert sich Rechtsanwalt Dr. Oskar Bayer:

Ferdinand, ein Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha wurde am 26. Februar 1861 geboren. 1887 wurde er von der bulgarischen Nationalversammlung zum Fürsten gewählt. Ferdinand verkündete 1908 die Unabhängigkeit Bulgariens und nahm den Zarentitel an. Zehn Jahre später dankte er zugunsten seines ältesten Sohnes Boris ab. Wenn auch 1918 nach dem militärischen Zusammenbruch und einem völlig unblutig verlaufenen Umsturz alle Fürsten in Deutschland, Österreich und

Bulgarien das Regieren aufgeben mußten, ließ man ihr privates Vermögen ungekürzt, so daß sie auch in der Republik unverändert ihren Lebensstil in ihren Residenzen mit Hofhaltung fortsetzen konnten. Nach November 1918 hatte auch König Ferdinand von Bulgarien seine Hofhaltung nach Coburg verlegt. So war Coburg unverändert ein kleines, aber vornehmes Residenzstädtchen geblieben, wie es bis dahin viele in Thüringen gegeben hatte.

Insgesamt vier Fürstenhöfe hielten dort Residenz. Coburg war als Stadt nicht viel größer als Ansbach, aber das ganze frühere Wettiner Fürstentum des Hauses Coburg-Gotha hatte über 100000 Einwohner. Der Unterschied der beiden Städte war allerdings sehr groß. Trotz Sitz der Regierung von Mittelfranken und seines großen Anteils an Beamten in der Bevölkerung war Ansbach in rein landwirtschaftlicher Umgebung ein Landstädtchen geblieben. Coburg dagegen war



Dr. Thomas Stettner (li.) und König Ferdinand v. Bulgarien

eine "Residenzstadt", ohne Landwirtschaft und fast ohne Industrie.

Am 3. August 1921 brachte die "Fränkische Zeitung" in Ansbach folgende Nachricht: "Der ehemalige König Ferdinand von Bulgarien, der schon öfter hier weilte, wird unsere Stadt anlässlich der Jubiläumsfeier (700jähriges Jubiläum der Erwählung von Ansbach als Stadt) mit Festspiel und (markgräflichem) Jagdzug am Sonntag wieder einen Besuch abstatten und am Vormittag auch den Festgottesdienst in der St. Ludwigskirche beiwohnen". Die "Fränkische Zeitung" berichtet in ihren Ausgaben vom 8.-10. August 1921, daß sich König Ferdinand die Aufführung des "Wilden Markgrafen" von Spenglermeister Friedrich im Schloßtheater angesehen habe.

Anzumerken wäre zu dem Königsbesuch ein Telefonanruf eines Adjutanten des Zaren Ferdinand bei meinem Vater (Justizrat Bayer) "Seine Majestät wünsche nachmittags um 1/23 Uhr die Sammlung Kaspar Hauser zu besich-

tigen. Er würde sich freuen, wenn Justizrat Bayer seine Majestät und zwei Herren seines Gefolges führen könne, Treffen hierzu im Hotel "Stern". Als mein Vater nach der Führung nach Hause kam, war die erste Frage an ihn: "Was hat König Ferdinand über Hauser gesagt?" Die Antwort lautete "Wenn in einer Familie nach dem Tod des Vaters die Kinder der ersten Frau sich mit den Nachkommen der zweiten Frau eine Erbschaft teilen sollen, gibt es immer Krach, oft auch Mord und Totschlag. Das gilt schon für Bauern, wo es nur um ein Haus und ein Stück Land geht. Aber viel stärker als für Bürger gilt das für Fürsten, wo es um mehr als nur Geld geht, nämlich um die Dynastie, was die Nachfolge in Geld, Land und Macht und Namen bedeutet. Wenn man aber ein Kind schon in einem Bauernhof oder in einem Bürgerhaus vertauschen kann, geht das noch viel leichter in einem großen Schloß mit ergebenen Untertanen und Dienern". Der ehrgeizigen Hochberg, die alles für ihre Kinder machte, ist bestimmt auch so eine Tat, die früher nichts ungewöhnliches war, zuzutrauen gewesen und mit ihrem großen Einfluß auf Männer konnte sie auch leicht genügend Helfer dazu finden. In Karlsruhe ist damals so viel passiert, das kann gar nicht alles Zufall gewesen sein!" Das war also die Meinung von Zar Ferdinand I. von Bulgarien, Angehöriger des Fürstenhauses Coburg-Gotha über Kaspar Hauser.



Wappen des Hofmarschallamtes

An den folgenden Tagen und auch später – blieb der Besuch der Kaspar-Hauser-Sammlung durch Zar Ferdinand in der "Fränkischen Zeitung" unerwähnt. Einige Wochen später sah ich den damaligen Lokalredakteur der Fränkischen Zeitung, Herrn Weber, auf der Straße. Da er mir gut bekannt war, sprach ich ihn auf den Mangel in der Berichterstattung des Zarenbesuches an. Er sagte mir nur kurz, daß die Formulierung der Veröffentlichung im Einvernehmen mit dem "Hofmarschallamt des Zaren" erfolgt sei.

Als Monarch und verwandt mit der bis 1918 regierenden Linie der Hochberg-Zähringer wollte Zar Ferdinand wohl nicht unter der anderen fürstlichen Gesellschaft bekannt wissen, daß er für Kaspar Hauser starkes Interesse gezeigt hatte, der nach der offiziellen Meinung mancher damaligen deutschen Fürsten ein Schwindler gewesen war.

Konrektor Dr. Thomas Stettner hat mehrfach über Hauser geschrieben, ohne sich für das badische Prinzentum oder die Schwindlertheorie einzusetzen. Als Frau Höffner unter dem Namen Klara Hofer in zahlreichen Artikeln ihre angebliche Entdeckung des Kaspar-Hauser-Gefängnisses in Pilsach bekanntgab, fuhren meine Eltern und Dr. Stettner dorthin. Sie kamen alle enttäuscht zurück und auch später haben kritisch denkende Geschichtsfreunde die Möglichkeit, daß in Schloß Pilsach das "Kaspar-Hauser-Verließ" gefunden sei, abgelehnt. Jedenfalls waren Dr. Stettner wie auch mein Vater an der Person Kaspar Hausers immer interessierte Forscher."
Hartmut Schötz



Herrn Professor Thomas Stettner zur Erinnerung an den alten Freund Ansbach's in seinem 80ten Lebensjahre.

Hartmut Schötz

Schönweiß-Ausstellung in Zirndorf

Im Dezember 1991 war in der Schalterhalle der Sparkasse in Zirndorf, Landkreis Fürth, eine Auswahl von Werken des Kunst- und Dekorationsmalers Hans Schönweiß, eines Sohnes dieser Stadt, ausgestellt. Am Ende des Jubiläumsjahres zu seinem 100. Geburtstag (2. Januar) konnten rund vierzig seiner

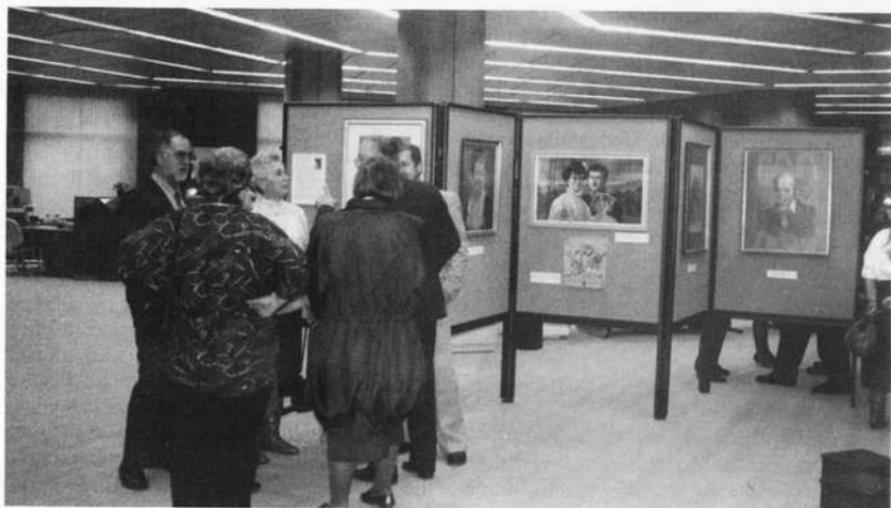
Werke aus der Zeit von 1906 bis etwa 1960, die sich fast ausschließlich in Privatbesitz befinden, besichtigt werden. Besonders hervorzuheben sind die meisterhaft gelungenen Porträtzeichnungen, wie die einer alten Bäuerin und eines alten Bauern. Diese Bleistiftarbeiten strahlen soviel Natürlichkeit aus, daß

der Betrachter fast meint, die Personen vor sich zu sehen. Daneben sah man Ansichten in Öl und Wasserfarben von Zirndorf (Gewitter über der Stadt, Preßleinshaus von etwa 1700 mit Ziehbrunnen von 1730), Pappenheim, Eichstätt, Wolframs-Eschenbach, Ansbach sowie Stilleben, Aktbilder oder Ex Libris. Die Beschriftung zu den einzelnen Bildern fertigte Hartmut Schötz, Mitarbeiter des Bezirksheimatpflegers von Mittelfranken. Der Bürgermeister der Stadt Zirndorf, Virgilio Röschlein, eröffnete die Ausstellung im Beisein der Tochter von Hans Schönweiß und der Witwe seines Sohnes.

Hans Schönweiß besuchte 1906 bis 1908 die Kunstgewerbeschule in Nürnberg unter den Professoren Heim, Selzer und Beck. Sehr förderlich für ihn war der Erhalt des Maximilians-Stipendiums. 1909 erhielt er die Schillerstiftung und begann sein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München und Professor Karl Raupp. Die Ausstellung war als reine Gedächtnisausstellung konzipiert und zeigte einen Querschnitt des weitverzweigten Schaffens des am 19.7.1970 verstorbenen Künstlers.



Aquarelle von Hans Schönweiß



Blick in die Schalterhalle der Sparkasse Zirndorf während der Gedächtnisausstellung

Verantwortlich für diese Heimatbeilage: Hartmut Schötz, Feuchtwanger Straße 9, 8800 Ansbach

Heimatspflege in Franken



Nr. 33

1992

Reinhard Worschech

Wein und Bier, das rat' ich dir (I)

Es war äußerst leichtsinnig, ja nahezu fahrlässig von mir gewesen, daß ich dieses Thema so formulierte: Wein und Bier, das rat' ich dir! Wie unüberlegt rasch hatte ich für die Programmvorschau einen Kurztext verfaßt, in dem ich wogende Gerstenfelder neben rebenbepflanzten Hängen im mainfränkischen Raum so nahe nebeneinander gedeihen ließ. Ja, ich steigerte mich noch weiter hinein und behauptete einfach, daß diese Symbiose in diesem markanten, nur schwer beschreibbaren fränkischen Menschenschlag fortwirke. Was wären die Franken ohne ihren herben, gesunden und bekömmlichen Wein, aber auch ohne das gute Bier in seinen vielerlei Sorten? Wenn ich an fränkisches Land denke, fällt mir zuerst natürlich der Wein ein, zugleich aber auch das schaumige Bier im Krug, dann erst sehe ich Apfel- und Zwetschgenbäume, Spargeläcker, Fachwerkhäuser und Bildstöcke. Bier und Wein sind hier keine Gegensätze, dafür schmecken beide zu gut. Franken ist also Bier- und Weinland zugleich.

Eigentlich möchte ich nur die Vielfalt der Franken ein wenig darstellen, will nur ein Lob singen auf den fränkischen Wein und das fränkische Bier.

Vor etlichen Jahrzehnten wurde ich als junger Lehrer trotz angeblicher Beziehungen meines Vaters zu einem altgedienten Schulrat in die hintere Vorröhön versetzt. Vorbei war das Leben am holdseligen Main, vorbei das billige Schoppentrinken bei einigen Freunden, deren Väter Winzer waren. Aber schon nach kurzer Zeit fand ich mich im Dorf zu recht, wußte ich, wo in Windshausen das Dorfbrauhaus liegt und wie es dort riecht. Das waren für mich anheimelnde Düfte und Gerüche: Malz, Hopfen, Hefe und obendrein der Duft von selbstgebackenem Brot. Nur die Mundart war mir zunächst fremd. Rhönerisch versteht man nicht sofort. Hin und wieder hatte jedoch das selbstgebraute Bier als Dolmetscher dienen dürfen. Hier oben in der Rhön habe ich erkannt, daß Franken nicht nur Weinland ist, daß es auch Bierland sein muß. Noch heute weiß ich, daß das Rhönbier öfters einmal Tröster und Beruhiger gewesen ist, auch Sorgenvergesser und Liebeskummermilderer.

Im Fränkischen sind Bier und Wein keine Gegensätze; sie ergänzen sich in diesem Land der Mitte, in dem sich vielerlei mannigfaltige Wesenszüge verknüpfen. Der Wein wächst

im Maintal, an den Hängen der Seitentäler von Saale, Wern und Tauber, in den Weinbergen des Steigerwaldvorlandes. Gleich daneben wogen die Gersten- und Weizenfelder in den Gäulandschaften, wird Bier gebraut in den gebirgigen Gegenden. So mag es auch sein, daß Wein und Bier zusammen dafür gesorgt haben, daß sich das Heitere und Schwere, rückhaltende Vorsicht und auch sich kümmern um Modisches zu einer eigentümlichen Aufgeschlossenheit und zugleich zu einer elastischen Haltung der Franken verknüpft haben. Ohne vieles Zögern wendet man sich auch rasch dem Neuen und Fortschrittlichen zu und es steht nur im Widerspruch zum zähen Festklammern am Althergebrachten. Man lebt gerne mit der Redensart: Sei zufrieden, es könnte noch viel schlimmer sein!

Eine lange, mühsame Wanderung gehört zum Gesundsein und zum Wiedergesunden, nicht bloß das Trinken und eine kräftige Bauernbrotzeit. Wieviele von uns sind zu Stubenhockern und zu Autofahrern geworden. Gerade jetzt zur späten Herbstzeit kann eine Wanderung durch Weinberge und bunte Wälder zum großen Erlebnis werden.

Es gehört zu den Franken und zu ihrer Landschaft, daß viele fromme Bildstöcke und Figuren die religiöse Kraft des Weines bezeugen. Nicht nur der mächtige Schutzpatron der Winzer und Häcker, der hl. Urban hält die Traube als Attribut in seiner Hand, oft erscheint Christus selbst als Kind mit den saftigen Weinbeeren auf dem Schoß seiner Mutter, und man wird zugleich an Christus in der Kelter erinnert, wenn er den Träubeln gleich zerquetscht und gefoltert wird. Was würde die strapaziöse Arbeit im Wengert und in den Kellern drunten nützen ohne Segen? Weinbau ist auch heute noch, trotz der Versicherungen aller Art, etwas Gewagtes. Oder kann jemand unter uns den Frost abhalten oder die Süße in den Wein zwingen? Nicht mit Gewalt, natürlich! Da denke ich nicht im geringsten an die Weinpanscher, die später vielleicht einmal als Strafe die heftigen Kopfschmerzen, die sie verursacht haben, irgendwo im Jenseits erdulden müssen.

Weintrinken macht die einen froh, erleichtert und heiter gelöst, andere jedoch nachdenklich, grüblerisch: da können Kleinkram

und Kümmernisse zu Nebensächlichkeiten werden, wenigstens für eine kurze Zeit. Zum Weintrinken nimmt man sich klugerweise Zeit, hockt sich am runden Tisch zusammen, es wird diskutiert und geplaudert. Da macht man sich seine Gedanken über das Alte, über das Vergangene, über das Versäumte, auch über die Zukunft. Was wird noch alles auf uns zukommen?

Das sagt man ja den Franken besonders oft nach, daß sie immer im Recht sein wollen, daß sie ihr Recht haben wollen. Wer will das nicht? Man wird an die Geschichte von dem Winzer erinnert, der von seinem Nachbarn wegen seiner scheinbar geringfügigen Meinungsverschiedenheiten nicht zu seinem Recht kam und daher zu einer erheblichen Geldbuße verurteilt wurde. Auch die gesamten Gerichtskosten hatte er zu bezahlen. Ganz zum Schluß fand der Weinbauer nochmals den Mut zu einer wichtigen Aussage: "Aber Racht hob ich trotzdem ghabt, und nu drüber naus!"

Der Wein hat seine Franken wohlweislich merklich mitgeformt und ihnen bestimmte Leitomotive aufgedrückt. Jeder Franke will für seine Plagereien und seine harte Arbeit wenigstens ab und zu gewürdigt, beachtet werden. Auf der anderen Seite ist er nicht zimperlich und kleinlich. Ich habe da auch etliche Jahre gebraucht, bis ich mich hier richtig zurechtgefunden habe. So weiß ich z. B. heute, daß man nicht lange herumstehen und herumfragen soll, wenn man gerade zum Mittagessen auf einen Bauernhof kommt. Am klügsten ist es, man setzt sich ohne viel Auflesens und aufgefordert zu werden zum Tisch hinzu und ißt und trinkt mit. Die Franken werden hier oft mißverstanden von den Fremden, weil sie eine nicht allzu feine Art haben, wie andere Volksstämme: "Hold dei Maul und hock di har und aß mit!"

Frankenwein macht bestimmt auch erfinderisch, stachelt zu meisterhaftem Tun an und zum handwerklichen Ausgestalten. Oft sind es vor allem die knappen Redensarten, die die Wesensart der Franken sehr deutlich wiedergeben, wie z. B.: Des sind oft die gsündeste Leut, die beim Aßn schwitzen und bei der Arwet frieren. Höchstes Lob für einen ausgezeichneten Wein kann schon die kurze

Feststellung sein: Man kann ne trink den Wein. Ar it nit schlacht.

Man muß den Wein neizüll dürf, man muß a Schöppla pfetz könn. Nur Schöppla und nur eß! Kens zuviel, kens zuwenig! Beim Schoppentrinken kann die Zeit plötzlich zurückweichen. So einen Zustand, besser gesagt, diesen Ausnahmezustand, kann man sich vielleicht alle zwei Monate einmal leisten. Laß dich nicht lange bitten und betteln, wenn einer zu dir sagt: Hock dich e weng her zu mir, bleib e weng da!

Weintrinker suchen gerne die Gemeinschaft, die Gesellschaft, den Nachbarn, den Nächsten. Wer Wein trinkt, ist meist feinfühlig und hochsensibilisiert. Ihm genügt ein Weniges, oft reicht eine Kleinigkeit, nur eine Andeutung: Ich hob laut mit der Achsel gezeit!

Franken ist im wesentlichen schon das Land des Weins, vor allem Mainfranken, nur am Rand auch das Land des Obstbaues, des Spargels und Weizens und der Braugerste, der Zuckerrüben und Kiefernwälder. Die verschiedenen Gesteinsarten, die abwechslungsreichen Landschaftsgebiete und die unterschiedlichen Mentalitäten der Winzer lassen auch die Vielfalt der Weinsorten, natürlich auch vielerlei Geschmäcker gedeihen. Nun ist auch wieder Federweizenzeit und es duftet und gluckert aus den kühlen Kellerluken. Da lohnt sich schon wieder einmal ein Besuch in einer Heckenwirtschaft.

Es ist schon leichter, einen guten Schoppen zu trinken, als über den Wein und das Bier in Kürze etwas reden zu wollen. Diese mageren Aussagen über das fränkische Bier und den Wein sind mir nicht billig gekommen. Ich habe sie mir ertrinken müssen. Nun verstehe ich auch diejenigen besser, die in unruhigen Nächten und in düsteren und dumpfen Zeiten zu einer Flasche greifen. Aber die fränkischen Winzer und die Bierbrauer im fränkischen Land habe ich mit einem Mal deutlicher erkannt und verstanden und sie aufs Neue achten und lieben gelernt.

Die Franken werden auch in Zukunft mit Stolz und Eindringlichkeit darauf achten, daß ihre Eigentümlichkeiten und Besonderheiten bestehen bleiben. So läßt sich die Form und der Inhalt eines Bocksbeutels nicht vom fränkischen Land und von den Franken tren-

nen und wegdenken. Diese flache, bauchige, grünlich oder bräunlich schimmernde Weinflasche gehört zum Weinland Franken genauso wie die Fachwerkhäuser und die Maintallandschaft selbst. Solange der Inhalt ausgesucht und auserlesen bleibt wie bislang, sollte es den Franken nicht so nahe an den Nerv gehen, wenn andere Landschaften sich auch um diese oder eine ähnliche Form des Bocksbeutels bemühen. Wichtiger als Gezanke und z.T. berechnete Streitgespräche sind und bleiben der Inhalt, der Schoppen im Becher und der Tropfen auf der Zunge. Wenn die fränkischen Winzer mit Eindringlichkeit auf ihren Bocksbeutel als ihr Eigenes pochen, hängt es auf das Engste mit den Häckern, den Weinbauern und den Weintrinkern zusammen. Eine schwielige Winzerhand wird zur Symbiose mit einem Bocksbeutel, wenn der hart erarbeitete Wein umgriffen, umklammert wird. Es wird dann zur unvergesslichen Zeremonie, wenn ein Wirt seinen Stammgästen einen Bocksbeutel vorzeigt, ihn ans Licht hebt, zwischen seine Knie klemmt und ihn gewichtig öffnet, hinschnuppert, am Kork riecht; hinzu kommen oft noch kurze Selbstgespräche oder es erfolgt alles Gehabe stillschweigend. Dann bleibt der Bocksbeutel am Tisch stehen zwischen den Gläsern, er nimmt einen wichtigen Platz ein. Nach mehreren Schoppen kann man durch den Bocksbeutel verschwommen seinen Nachbarn betrachten, man sieht ihn ins Grünliche hin verzerrt, verschoben, der Wein fügt dann das Seinige hinzu. Besser als auf einer Flasche kann man auf der breiten Fläche eines Bocksbeutels vieles aufkleben: Etikettli, Papperli, Auszeichnungen, ganze Spruchbänder, ja man kann zeigen, was man geleistet und geerntet hat.

So ist der Bocksbeutel mitten auf einem Tisch das Zeichen der Feierstunde, des hohen Festes und der Lebensfreude. Es bricht dann eine besondere Zeit an, eine gehobene Zeit, wenn ein Bocksbeutel auf dem Festtisch steht. Freunde sind eingeladen, der Alltag erhebt sich zur Festzeit. Der Wein im Bocksbeutel umgibt alles Tun mit einem festlichen Kleid. Der besonders ausgezeichnete Wein im Bocksbeutel verfeinert die Speise und verklärt die Gespräche.

An der Form des Bocksbeutels darf man nicht mehr viel ausprobieren. Er ist vollendet. Man kann nicht mehr oder weniger aus ihm machen wollen. Kleine Bocksbeutel sind mickrig, schwächlich; Schraubverschlüsse wären eine seltsame Zumutung. Auch der Kork gehört zum Ganzen. Mit etwas Fantasie kann man sich ausmalen, wie ein großer Tropfen aus weiter Ferne der fränkische Wein im Bocksbeutel auf die Erde fiel. Das Gefäß ist zum Tropfen gewordener Wein, aus dem Boden gewachsen. Mit beiden Händen kann man den Bocksbeutel festhalten und ihn umarmen, man kann seinen Bocksbeutel liebevoll, auch sorgenvoll umschließen und umklammern. Schon nach einem zweiten Schoppen kann dieses bauchige Gefäß seine vollkommene Form erhalten, das Auge umfaßt ihn plötzlich völlig, der Bocksbeutel wird zum Vertrauten, wird zum Eingeweihten. Dann ist er zur Endform geworden. Ein voller Bocksbeutel kann ein volles Maß sein, mit drei Schoppen haben viele Trinker ihr Maß gewahrt. Sie fallen nicht aus der Rolle, sie trumpfen kaum einmal auf, sie geben nicht an, drei Schoppen kann man schon noch vertragen. Einen Bocksbeutel kann man ruhig auch einmal leer stehen lassen, er paßt noch zur geordneten Schlamperei, die im fränkischen Raum eigentlich auch immer zuhause gewesen ist, mehr als heute. Viele wollen jedoch nicht, daß man davon redet, also werde auch ich hierzu schweigen. Ein Bocksbeutel ist ein fränkisches Merkzeichen. Als Geschenk ist er geradezu ideal – Franken hat ja nicht allzuviel Präsentierfähiges und als Geschenk parat.

Alte fränkische gewölbte Keller und gefüllte Bocksbeutel gehören zusammen. Sie sind eine Einheit. Diese kühlen, oft betörend riechenden Keller mit ihren eingemauerten Schloten sind Bocksbeutel im Großen. Ihr Flaschenhals reicht hinauf bis ins Wohnzimmer, in die Küche, ja bis hinauf auf den Boden, alles wird zusammengerafft. Wie kaum ein anderer Gegenstand hat der Bocksbeutel zur Berühmtheit des fränkischen Weines beigetragen. Er ist eine abgerundete Sache. An den Höhepunkten des Lebens darf

man zum Schluß eine Besonderheit heraufholen aus dem Keller, eine Auslese, eine Kostbarkeit: einen Bocksbeutel.

Wozu brauche ich eigentlich den Wein in Franken viel zu loben? Unzählige Bücher allein über den fränkischen Wein sind des Lobes voll, ja überfüllt. Am meisten und eindringlichsten hat wohl der fränkische Dichter Friedrich Rückert den Wein in Mainfranken gepriesen, wenn er sich so ausdrückt: "Wein ist der Glättstein des Trübsinns, der Wetzstein des Stumpfsinns, der Brettstein des Siegers im Schach. Ja, Wein ist der Meister der Menschen und Geister, der Feige macht dreister und stärket, was schwach. Der Kranke gesund macht, Blaßwangiges bunt macht, Verborgenes kund macht und Morgen aus Nacht."

Es erfordert schon eine ganz geschmackseine Zunge und einen zarten, feinfühligem Gaumen, um die vielen Unterschiede und Feinheiten der verschiedenen Lagen, Gewächse und Jahrgänge zu erschmecken und zu ertasten. Wer gerne und vielleicht sogar oft Wein trinkt, der sollte auch ab und zu einmal in die Hänge der fränkischen Wengert hineinsteigen, hinauf zum Schwanberg, zur Vogelsburg oder zur Homburg, damit er in die weiten Täler hinabschauen und feststellen kann, wie schön es ist zwischen Weinberg, Hecke und Steinhalde, und damit er auch einmal zu spüren bekommt, wie der Letten- und Keuperboden an den Schuhen kleben bleibt und wie schwer er zu bearbeiten ist.

Franken ist das Land des Dialogs. Ein gutes Gespräch aber entsteht am besten bei einem Glas Wein oder einem Bier. Freundschaft gewinnt man leichter durch Zutrinken und Zuprosten, auch dann, wenn man großzügig einen ausgibt und vor allem, wenn man länger beieinandersitzt.

Trinken kann weitaus mehr bedeuten als nur Durst löschen. Mit Trinken kann man die Beziehung zum andern regeln und vertiefen. Bier und Wein sind im Grunde genommen Lebensmittel, rechte Mittel zum Leben. Kontakte werden erleichtert, Übergänge fallen leichter.

Verantwortlich für die Heimatpflege-Beilage:

Reinhard Worschech, Heimatpfleger, Petersplatz, 8700 Würzburg

(Fortsetzung II nächste Heimatbeilage)

Heimatspflege in Franken



Nr. 34

1992

„Hilfe, mein Haus ist ein Denkmal!“

Diesen „Hilferuf“ machte die Heimatpflegerin der Stadt Bamberg Dr. Karin Dengler-Schreiber zum Motto einer von ihr entworfenen Informationsbroschüre, deren Ziel es ist, emotionale Vorbehalte in der Bevölkerung gegenüber der Denkmalpflege abzubauen zu helfen.

Text:

Sehr geehrte Hausfrau!
Sehr geehrter Hausherr!

Sie gehören zu den beneidenswerten, doch vielgeplagten Eigentümern eines Baudenkmals. Daß dies etwas ganz Anderes ist, als ein 08/15-Haus von der Stange, ist Ihnen bestimmt bewußt. Es bedeutet einerseits mehr Einschränkung, im Endeffekt aber auch wesentlich mehr Befriedigung. Ein solches Haus ist ein Individuum, es hat seine eigene Geschichte und seinen eigenen Charakter. Man kann es nicht unbegrenzt verändern, ohne dieses Unverwechselbare, das es so wertvoll macht gegenüber genormten Neubauten, zu zerstören.

Natürlich muß das Haus seinen heutigen Funktionen angepaßt werden. Wir leben nicht mehr wie vor 100 Jahren; wir brauchen Bäder, Toiletten, Kinderzimmer u. ä. Beginnen Sie den Umbau Ihres Hauses aber nicht mit der Überlegung, wie dieses irgendwie Ihren Vorstellungen angepaßt werden kann. Die befriedigenderen Lösungen kommen erfahrungsgemäß immer dann zustande, wenn man sich das Haus zunächst genau ansieht und dann entscheidet. „Ach ja, das könnte die Küche werden und das der Wohnraum ...“ Das heißt, Sie sollten Ihre Pläne vom Haus her entwickeln.

Machen Sie sich einen Bestandsplan, also einen Plan, in dem alle Mauern, Treppen, Türen und Fenster, die im Haus vorhanden sind, eingezeichnet werden und vergleichen Sie damit Ihre Raumwünsche. So kann man nämlich gleich sehen, welche Veränderungen notwendig und möglich sind. Das klingt selbstverständlich, ist es aber nicht. Es kommt immer wieder vor, daß Architekten nur die Außenmauern eines Hauses belassen und da hinein einen völligen Neubau

planen. Es meinen eben noch immer viele, Denkmalpflege hätte nur etwas mit der äußeren Erscheinung eines Hauses zu tun, mit dem "was man sieht". Ein Haus ist aber nicht nur Fassade, sondern ein gestalteter Raum, ein Ganzes.

Dazu gehört auch die Ausstattung; dazu gehören Türblätter, Fensterrahmen, Fußböden, Treppen und Geländer, der Putz an den Wänden. Auch wenn es Ihnen noch so unscheinbar, ja häßlich vorkommt, verändern sie nichts "einfach so".

Es könnte doch sein, daß an den x-mal überstrichenen und abblättrenden Fensterrahmen unter den Ölfarbenschieden noch barocke Beschläge sind, von denen eine Kopie heute schon sehr teuer ist (wie wertvoll ist dann erst das Original!). Es könnte doch sein, daß auf der Wand, von der Sie den Putz abschlagen, in die Sie Schlitze für Ihre Leitungen legen oder eine Tür brechen wollen, ein Wandgemälde ist. Wenn Sie selbst es nicht haben wollen, kann es leicht gesichert werden und danach unter Tünche verborgen bleiben. Wenn es aber erst einmal zerstört ist, ist es für Sie ebenso wie für Ihre Nachfolger für immer verloren.

Deshalb bedarf laut Denkmalschutzgesetz **jede** Veränderung an einem Baudenkmal der Erlaubnis.

Das alles klingt zunächst sehr verwirrend. Wie sollen Sie mit all diesen Fragen, den Gesetzen und Verordnungen zusätzlich zu den finanziellen Problemen fertig werden?

Sie sollten damit ja auch nicht allein gelassen werden. Die Leute von der Denkmalpflege sind nicht dazu da, um Sie zu schikanieren, sondern um Ihnen zu helfen (auch finanziell). Sie sind die Fachleute, die, aus Erfahrung und weil sie es gelernt haben, wissen, was gut ist für Ihr Haus und was Sie besser nicht machen sollten. Fragen Sie möglichst frühzeitig.

Das sollten Sie tun, wenn Sie Ihr Baudenkmal umbauen wollen:

Machen sie sich eine genaue Liste von den Veränderungen, die Sie vornehmen wollen, vom Einbau einer Heizung bis zum Auswechseln der Türschwellen. Gehen Sie mit dieser Liste und Ihrem Bestandsplan (so wie er oben beschrieben ist) zur Abteilung Denkmalpflege Ihres Landkreises oder Ihrer Gemeinde und lassen Sie sich über die weiteren Schritte beraten.

Es hat sich immer wieder herausgestellt: Was gut ist für Ihr Haus, das ist auch gut für seine Bewohner, jetzige und künftige!

Altes Bauernhaus renoviert

Über zwei Jahre nahmen die Renovierungsarbeiten am alten Wohnstallhaus auf dem Lettenhof, dem Gelände des bezirkseigenen Museums für bäuerliche Arbeitsgeräte, in Anspruch, bis es jetzt im Rahmen einer Feierstunde einer neuen Nutzung zugeführt werden konnte. Bis ins Jahr 1745 läßt sich die wechselvolle Geschichte dieses mehrmals umgebauten alten Gebäudes zurückverfolgen. Zuletzt war das Gebäude als Wohnhaus vermietet. Jetzt ist im Erdgeschoß die Museumsleitung untergebracht. Im ehemaligen Stallgebäude wurde ein Be-



Der renovierte Lettenhof

sucherraum und ein Thekenraum eingerichtet, so daß die Besucher auch bewirtet werden können. In einem später angebaute Stallgebäude ist die umfangreiche Trachtensammlung des Bezirkes aufgestellt, sie soll aber, sobald der Ausbau der zweiten Hälfte des Dachgeschosses verwirklicht werden kann, in einer erweiterten Form die Trachten- bzw. Volksmusikpflege in Oberfranken dokumentieren.

Im bereits ausgebauten Teil des Obergeschosses steht ein Raum für die Trachtenberatung zur Verfügung, in einem weiteren Raum befinden sich das Bayreuther Büro der Beratungsstelle für fränkische Volksmusik des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege. Um das Haus herum soll in allernächster Zeit ein Bauerngarten angelegt werden.

Treffen der oberfränkischen Stadtheimattflegler

Beim letztjährigen Treffen der oberfränkischen Heimattflegler im Schloß Thurnau wurde von Seiten der anwesenden Stadtheimattflegler der Wunsch geäußert, sich einmal jährlich zu einem Gedankenaustausch über die Probleme beim Vollzug des Denkmalschutzgesetzes zu treffen. Der Coburger Stadtheimattflegler Prof. Otto Titz erklärte sich damals bereit, ein erstes Treffen dieser Art in Coburg zu organisieren.

Coburgs zweiter Bürgermeister Richard Dlouhy, der zugleich Bau- und Kulturreferent der Stadt Coburg ist, konnte zu diesem ersten Treffen die Stadtheimattflegler aus Coburg, Bamberg, Bayreuth und Hof, jeweils einen Vertreter der Unteren Denkmalschutzbehörde, Dipl.-Historiker Ulrich Wirz als Vertreter der Bezirksheimattpflege sowie Andreas von Majewski vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege be-



Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann bei der Einweihungsrede im ehemaligen Stallgebäude des Wohnstall auf dem bezirkseigenen Lettenhof

grüßen. Zunächst wurde die Praxis der Heimat- und Denkmalpflegerarbeit in den vier kreisfreien Städten Bamberg, Bayreuth, Coburg und Hof, dargestellt durch die vier Stadtheimatspfleger und Sachbearbeiter der Unteren Denkmalschutzbehörden, erörtert. Bei einem sich anschließenden kleinen Stadtrundgang stellte Prof. Titz den Teilnehmern einige aktuelle Probleme seiner Arbeit in Coburg vor (Bebauung im St.-Moriz-Viertel einschl. archeologischer

Funde, die zur Gründung eines Heimatmuseums führten; Werbeanlagen in der Fußgängerzone; Sanierungsviertel Kleine Rosengasse/Metzgergasse). Abschließend waren die Teilnehmer im "Hexenturm", dem Bürgerhaus der Gemeinschaft Stadtbild Coburg e. V. zu Gast, wo Prof. Titz zusammen mit dem Ersten Vorsitzenden der Gemeinschaft Dr. Hans-Heinrich Eidt die Denkmalkartierung der Stadt Coburg, einschließlich der Fotodokumentation und der Häuserinventarisierung vorstellte.

Für den Inhalt dieser Beilage verantwortlich:

Dipl.-Hist. Ulrich Wirz, Bezirk Oberfranken, Ludwigstraße 20, 8580 Bayreuth

Heimatspflege in Franken



Nr. 35

1992

Hartmut Schötz

Beim Siebenertag der Feldgeschworenenvereinigung Bad Windsheim und Umgebung

*Die Feldgeschworenen in Franken – Vergangenheit und Gegenwart eines
traditionsreichen Ehrenamts*

Anlässlich des diesjährigen Siebenertages konnte man am 11. April 1992 im Burgbernhaimer Ortsteil Buchheim auch den 60. Geburtstag der Vereinigung Bad Windsheim und Umgebung begehen.

Die Obmänner Siebener und Ehrensiebener (alles Siebener) trafen sich am Vormittag zum traditionellen "Siebener-Gottesdienst" in Buchheim. Pfarrer Schwab ging in seiner Predigt auf die Bedeutung der Grenzen ein. Eine Grenze durfte nicht überschritten werden.

Nach dem Gottesdienst stärkten sich die Männer mit einem gemeinsamen Mittagessen. Hans Henninger aus Ottenhofen, der 1. Vorsitzende der gastgebenden Vereinigung eröffnete dann den offiziellen Teil des Siebenertages 1992 mit der Begrüßung und traditioneller Totenehrung.

Für den interessierten Laien stellt sich spätestens jetzt die Frage, welche Aufgabe der Siebener in unserer heutigen hochtechnisierten Arbeitswelt hat. Ganz lapidar kann

man sagen, die Siebener sind diejenigen Männer, die in Franken (und Schwaben) seit Jahrhunderten die Grenzen abmarken, begehen und bewachen; sie sind auch die Partner der Vermessungsleute.

Ursprünge des Siebenerwesens

Die Vermarkung von Grenzen durch hierfür besonders autorisierte Personen reicht bis weit in die Geschichte zurück. Schon der 2. König von Rom, Numa Pompilius ordnete um 700 v. Chr. die Vermarkung der Äcker römischer Bürger mit Grenzsteinen an.

Das von den Griechen entlehnte römische Zwölf-Tafel-Gesetz bestimmte als Grenze zwischen zwei Grundstücken einen fünf Fuß breiten Raum. Entstand zwischen Nachbarn wegen der Grenze Streit, so hatte der Magistrat laut diesem Gesetz drei Schiedsmänner (arbitros) zu ernennen, welche den Streit beilegen sollten. Da bei Grenzstreitigkeiten der wahre Standort einer Grenzmarke oft uner-



Beim Siebenertag 1992 der Vereinigung Bad Windsheim und Umgebung

weislich blieb, erfanden die Alten Römer alsbald das, was unseren Siebenern von alters her als "Siebenergeheimnis" (Beleg, Sicherung, Versicherung) überkommen ist.

In Deutschland entstanden Jahrhunderte später – zunächst unbeeinflusst vom römischen Recht – zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten (Siebener, Schieder, Märker, Steinsetzer – später Feldschieder bzw. Feldgeschworene).

Das Siebenergeheimnis

Die Feldgeschworenen bedienen sich von alters her der unterirdischen Belegung der Grenzsteine mit geheimen Zeichen, dem "Siebenergeheimnis". Das Geheimnis wird nur mündlich überliefert. Obwohl in vielen Siebenereien keine oder nur jüngere Ordnungen überliefert sind, gab es dennoch von alters her Siebener, die taten, wie ihre Vorfahren. Wie und wann es zu einer Anwendung des Siebenergeheimnisses gekommen sein

könnte ist deshalb nirgends schriftlich niedergelegt. Man muß sich bei der Würdigung der Fragen darüber klar werden, daß die unterirdische Versicherung von Grenzsteinen – etwa mit verschlagenen und entsprechend wieder zusammengesetzten ortsüblichen, leicht beschaffbaren bzw. verfügbaren, dauerhaften unverweslichen Materialien – wohl schon mit Einführung der Vermarkung schlechthin üblich gewesen sein dürfte. Es gibt bisher keine Anhaltspunkte dafür, daß landesrechtliche Steine (Fraisch, Wildbann usw.) belegt sind, da die Siebener dafür nicht zuständig sind. Belegt sind aber alle Grenzsteine in Dorf, Feld- und Waldmarkung.

Feldgeschworener kann seit eh und je nur werden, wer einen guten Ruf und Leumund besitzt. Die Wahl ist uralt – die Arbeit als Siebener war auch in undemokratischen Vorzeiten ein demokratisches Amt.

Stirbt ein Siebener oder wird er aus Alters- oder Krankheitsgründen des Dienstes un-

tauglich, so haben die übrigen das Recht, eine andere Person als Siebener vorzuschlagen und zu wählen. In Buchheim werden zwei hochbetagte Siebener zu Ehrensiebenern ernannt.

Kein Siebener darf übrigens ohne eines anderen Wissen und Anwesenheit eine Versteinung vornehmen. Es gibt das Abmarkungsgesetz, nach dem nach einem Auftrag durch die Behörde (Gemeinde) gehandelt wird.

Die Siebener haben, wie stv. Landrat Schneider in seiner Rede benennt die Flur abzugehen. Diese Grenzbegehungen sind vom 1. Bürgermeister der jeweiligen Gemeinde auszusprechen. Jeder Angrenzer, so Schneider, auch die Gemeinden selbst, seien verpflichtet, die Grenzsteine vor dem Flurumgang freizulegen bzw. aufzudecken. Die Feldgeschworenen seien für ihr Ehrenamt zu entlohnen, die Entlohnung sei keineswegs mit den Kosten einer Vermessung durch eine Behörde vergleichbar. Anmerkung: Das ist der eigentliche Vorteil, den das Ehrenamt dem Bürger bringt: geringe Kosten.

Natürlich versteht sich von selbst, daß Siebener in eigenen Grenzangelegenheiten oder in denen naher Blutsverwandter oder guter Freunde nicht tätig sein dürfen, sondern hier "ausscheren".

Um die Durchforstung alter Siebenertruppen hat sich vor allem der langjährige Vorsitzende und heutige Ehrenvorsitzende der Feldgeschworenenvereinigung Neustadt Süd, der Forscher und Historiker der Siebener Fritz Güllich, der auch Träger des Bundesverdienstkreuzes ist, verdient gemacht.

Die älteste von Güllich entdeckte Urkunde datiert, wie er berichtet, aus dem Jahre 1487. In seinem Festvortrag führt Güllich aus, daß sich eine Siebenerordnung von Wiebelsheim aus dem Jahre 1522 und von Kaubenheim von 1527 erhalten habe.

Die Markmeister hätten alle 3 Jahre den Markungsumgang zu machen.

Der heutige 1. Vorsitzende der Feldgeschworenenvereinigung Bad Windsheim, Hans Henninger, erinnert in seiner Ansprache an seinen ersten Vorgänger im Amt, Ökonomierat Teufel aus Bad Windsheim, der die



Der Gang zum "Siebener-Gottesdienst" in der Kirche in Buchheim

Vereinigung von 1932 bis 1949 führte und danach von seinem Sohn in dieser Funktion abgelöst worden ist.

Auch der 1. Vorsitzende der Deutschen Steinkreuzforschung, Herr Wiedemann, und Heimat- und Grenzsteinforscher Volker Decherdt aus Schwabach beglückwünschen die Vereinigung zu ihrem Jubiläum. Anschließend wird die Ehrung für langjährige

Siebenertätigkeit (40 und 25 Jahre) vorgenommen und die neu gewählten Siebener werden vorgestellt und verpflichtet.

Weiterhin gibt Kassier Alfred Maras den Kassenbericht und Ehrenvorsitzender Hans Geißendörfer aus Gallmersgarten leitet die Neuwahl der Vorstandschaft. Mit dem Schlußwort des stellvertretenden Vorsitzenden klingt die Veranstaltung aus.



In Buchheim: Rechts im Bild der 1. Vorsitzende der Deutschen Steinkreuzforschung, Herr Wiedemann

Heimatspflege in Franken



Nr. 36

1992

Reinhold Worschech

Wein und Bier, das rat' ich dir (II)

Wenn ein Franke sich hie und da Zeit nimmt – er tut dies ja nicht allzuoft – und nach ein paar Schoppen Wein über alles Mögliche sinniert, mag er schon bald allein mit den beiden Wörtern Wein und Bier nicht mehr so richtig zurechtkommen. Wie man sich da leicht verheddern kann, wenn man zum Herumphilosophieren beginnt: Beides sind knappe Wörter, gleichgewichtig und gleichbedeutend. Beide können das Leben lebenswerter und angenehmer machen. Beide sind sie flüssiges Brot. Ich liebe das eine und ich mag das andere. Bier und Wein, das laß nicht sein. Wein und Bier, das gönn ich dir. Gottseidank können beide Getränke nicht so einfach miteinander vermischt werden, weder zum Schorle noch zur Radlermaß. So gibt es weder Vermischungen noch Verwischungen – jedes ist in sich einzigartig, mit dem anderen Getränk nicht verwechsel- und vergleichbar. Der Wein ist in Franken fast überall zuhause, das Bier war stets Mittelpunkt des dörflichen Treffens. Der Wein paßt zu jeder Gelegenheit, das Bierbrauen war und ist ein Teil der Hauswirtschaft wie das Schlachten und das Brotbacken.

Nun durfte ich den größten Teil meines Lebens hier in Mainfranken verbringen. Im-

mer wieder konnte ich beobachten, wie man den Wein und seinen Bocksbeutel mit Recht in hohen Ehren hält und verteidigt, wenn es darauf ankommt. Das Bier jedoch spielt eine etwas untergeordnete Rolle, obwohl es zumindest gleichrangig seine Bedeutung und Notwendigkeit aufzuweisen hat.

Es haben mich schon immer alte Bierfässer fasziniert, noch mehr haben mich Brauereipferde und Bierkrüge mit Zinndeckel angezogen. Wenn mir Malz- und Hopfengerüche in die Nase steigen, dann tauchen weite Kastaniengärten auf mit Holztischen, und hohe Schaumborten auf dunklem Bier stehen plötzlich dicht neben mir. Am liebsten würde ich nun die Augen schließen, damit die Bilder der Jugend, die Bilder der Studentenzeit wieder lebendig werden. Wenn sich der Freund den Biergisch aus dem Bart züllte und ich dabei meine erste Pfeife gestopft habe. Alle Erinnerungen an diese Zeiten riechen nach Bier und nach Laub unter den Füßen. Seltene Bierdeckel klebten lange an der schmalen Wand in der Studierbude in Heidingsfeld. Meine Bierkrüge stehen noch heute an einem besonderen Platz in unserer Wohnung. Fast jeder Krug hat seine einmalige Geschichte.

Warum eigentlich verschweigen wir so beharrlich die Bekömmlichkeit des Biers, seine Unentbehrlichkeit und seine Gesundheit? Gesellenzeit, Studentenzeit, die Tage der ersten Liebe, die Jugendzeit überhaupt sind eine unvergeßliche Zeit, sie sind zuhauf Bierzeit gewesen. Fröhliche Bierabende bleiben zeitlebens in Erinnerung. Das Geld saß nicht so locker, aber die Zahl der Freunde war viel größer. Recht lange wurden oft die Abende, erregt und spannend waren die Gespräche. Wie oft haben wir mehrstimmig zusammen gesungen. Es waren meist verständliche, freundschaftsverbundene Abende und Nächte. Vielerlei Brauchtum, viele gute Sitten um das Bier sind auch im Frankenland verschwunden und abgedrängt worden. Es kommt mir manchmal so vor, als wäre auch die Bierwelt mitreformiert und -bereinigt worden. Das Einheitsbierfläschchen aus der Kunststoffsteige hat mit zur Isolation beigetragen, verstoßen schleppt man einen Bierkasten aus einem großen Einkaufszentrum billig heim, um ihn neben den Fernsehkasten zu stellen. Viele Wirte sprechen plötzlich eine fremde Sprache, die Stammkunden nehmen ab. Gar oft aber wird mit trockenen Weinen oder noch mehr mit teurer Spätlese geprahlt und angegeben. Da klingt es manchmal fast wie eine Entschuldigung, wenn man beim üppigen Mal den Nachbarn sagen hört, daß er erst schnell ein Bier trinken müsse, weil er Durst habe. Später würde er dann schon seinen Wein bestellen.

Es gehört zum Lob des Bieres, daß alle in einer Gemeinschaft in froher Runde vom gleichen Zapfhahn trinken. Alle sind sie plötzlich gleich und Gleichgesinnte. Die Gemeinschaft wächst. Die Stimmung ist fröhlich, ab und zu brauchen wir auch die Festzeltstimmung im Bierzelt. Auch sie gehört zu uns Franken. Im Geheimen weiß das jeder, nur darf es niemand laut sagen, man würde vielleicht scheinbar etwas vergeblich. Es ist nur schade, daß unter den Biertrinkern einzelne nicht im rechten Maße bleiben und über das Maß trinken. Dann natürlich zieht man das Bier und sich selbst ins Schwerfällige, Plumpe, Träge, ja ins Ordinäre hinab. Der dumpfe Rausch und der brummende Kopf sind dann die bösen Nachwehen.

Lassen wir doch das Bier dort, wo es hingehört. Der kleine Landwirt in der Rhön und im Steigerwald und der Arbeiter in den unzähligen Handwerksbetrieben und Fabriken braucht sein Bier in der Hand, wenn er in der Pause seine Brotzeit auspackt. Der Rimpler Maurer und der Kirchheimer Steinmetz halten ihr Bier schon fest im Griff. Da muß der Spätlese-Bocksbeutel lange im Keller warten, bis ein festlicher Augenblick ihn zum Öffnen bringt. Wein bedeutet mehr Fest und festliches Gehebe. Der Alltag wird nicht so sehr gefeiert. Das Alltägliche ist das Kleid des Biers geworden, dabei gäben gerade auch Festschmaus und Bier einen harmonischen Gleichklang. Wenn ich einen fränkischen Männerchor oder eine gute Blasmusik höre, fällt mir viel rascher ein kühles Bier ein. Ich verknüpfe gerne das Bier mit dem Arbeiter, dem Schaffer, dem Schweiger und dem Wortkargen.

In gewisser Weise gehört das Bier in die Männerwelt: Das Herbe, leicht Bittere, auch die Menge, das Anstoßen und Zuprosten, der schwere Bierkrug. Wie gerne beweist man immer wieder einmal, wieviel man davon verträgt. Es gehen Sagen um von alten Bierkutschern mit hochgezwirbelten Bärten, die Unmengen von Bier vertragen haben sollen. Wenn man einen Bierkrug in der Hand hält, dann hält man etwas Schweres zwischen den Fingern. Man kann mit zwei Händen hantieren. Nicht umsonst haben alte Krüge alle einen Henkel.

Hinter einem Maßkrug kann man sich schier verstecken. Zum Biertrinken braucht man auch Zeit. Und ab und zu sollte man auch einmal länger Zeit haben für mehrere Glas Bier. Ist nicht das ganze Leben ein großes Spiel? Vier Schoppen erst sind eine Maß. Am Bier kann man nicht herumzuzeln und lange herumnippen. Die rechten Biertrinker sind oft behäbige, gutwillige Menschen. Wenn man nach schwerer Arbeit den richtigen Durst hat, kann man das Flüssige einatmen, das Bier stillt dann den Durst.

Man könnte die Getränke auch mit Tieren vergleichen. Beim Wein kommen Katzen und Kater dahergeschlichen. Schmiegsam sind sie zwar, diese Katzen, jedoch nicht immer echt und ehrlich. Auf samtigen Pfoten kommen sie angekrochen. Aber sie lieben die

Sonne. Wenn wir hingegen mit Ruhe ein Bier trinken, dann legt sich gerne der treue Hund zu den Füßen. Er ist zwar etwas schwerfälliger, aber auch ein guter, edler Freund. Schwere Pferde und das Bier bilden ebenfalls eine Einheit. Aber es ist ja so vieles im Abklingen. Beim Notieren meiner Gedanken habe ich öfters einmal in das Bierglas geschaut. Ich hörte Hundsgewell, Treibjagden zogen vorüber, Hörersignale ertönten. Stoppelfelder im Herbst tauchten auf. Aufgeblasene, schäumende Wolken jagten vorbei und der Wind fegte über die Hutfläche. Schließlich kehrte ich nach vielen Umtrieben in einer Klosterschänke zu einem versöhnlichen Trunke ein. Aber wie vieles von dem Gesagten sind nur schäumende Träume!

Zieht man durchs fränkische Land, muß man mit Traurigkeit feststellen, daß viele Brauereien leerstehen, das Land ist karger und ärmer geworden. Der fränkische Wirt hinter der Theke ist immer seltener zu sehen. Und gerade der runde Tisch mit ein paar Gläsern Bier darauf ist ein markantes Merkmal für das Fränkische. Getane Arbeit und schäumendes Bier, das sind Gefühle der Genugtuung, der Zufriedenheit und Ruhe. Viele andere Getränke machen unruhig, sie lassen zu viel Reichtum wittern, sie präsentieren sich zu sehr und prahlen. Bierruhe und fröhliche Gelassenheit brauchen wir wieder mehr, auch hier in Franken. Die Bierdämpfer, Bierbäucher und Bierleichen haben diesem Getränk leider viel zu viel Schaden bereitet. Die lauten Säuer und muskelzeigenden Schreier sind am Verruf des Biers auch mit wesentlich schuld. Die Klöster hatten ganz andere Beziehungen zum Bier. Das Klosterbier auf dem Kreuzberg z.B. genieße ich an seltenen Höhepunkten meines Lebens ab und zu einmal. Wie steigt es mir ins Gemüt und in den Kopf. Aber ich muß auch dort mein Maß kennen, sonst wären Hopfen und Malz verloren, es wäre alles ohne Sinn. Bei allem Erzählen und Sinnieren wird mir klar, daß die Bierbrauer zu gering geachtet und zu wenig ästiiert werden. Vielleicht fühlen sie sich auch allzusehr als große Typen, die keine Hilfe und keine große Gemeinschaft brauchen. Daher gibt es unter ihnen auch nur wenig Verbände und Zusammenschlüsse zu

Vereinigungen. Nun ist aber eine andere Zeit gekommen. Seit einigen Jahren spüren wir, daß sich überall Monokulturen einschleichen. Dadurch ist vieles andere völlig verarmt. Zur Vielfalt unserer fränkischen Kultur aber gehören auch mehrere Getränke. Wir sollten uns darauf besinnen, immer das Passende und Richtige zu wählen. Eben alles zu seiner Zeit! Warum eigentlich hängen wir so sehr an den Weinbergen und Wengertshügeln? Gehören nicht genauso gut auch die weiten Gauflächen und die Weizen- und Gerstenfelder dazu? Wir haben ein wenig die Liebe zu den Feldern verloren. Die Nähe zur Ähre ist durch den Mähdrescher unpersönlicher geworden. Wer streichelt von uns noch einmal eine Gerstenähre oder läßt die Körner durch seine Finger gleiten. Rasch fährt man an den Feldern vorbei. Die Dorfbrauereien in der Rhön geraten auch immer mehr in Vergessenheit, Hausbrauereien stehen ohne Recht herum und werden z.T. abgerissen oder sie verfallen. Der Tod der Brauereien schleicht stillschweigend und klanglos durch unser Land, noch immer.

Geheimnis im Fränkischen ist stets das Einfache, das Schlichte gewesen. Das sollte so bleiben. Und dieser Grundsatz hat dann oft zum Genialen geführt. Seit über 470 Jahren gibt es dieses einfache, geniale Naturrezept: Gersten, Hopfen, Hefe und Wasser. Welcher andere Beruf hat sich so lange auf diese einfachen Dinge der Natur beschränkt? Reinheit, Frische und Bekömmlichkeit sind die Eigenschaften eines guten Biers bis heute geblieben. Das Malz aus fränkischer Gerste läßt das fränkische Aroma in den Saft eindringen. Fränkische Landschaft kann man aus einem groben Bier herausschmecken. Oberhalb der Wengert und drunten in den weiten Gauen gedeiht die zweizeilige Sommergerste. Dazu gehört der Hopfen aus der Hallertau, aus der Saazer und aus der Spalter Gegend. Ich erwähne dies hier einmal, weil Saaz, ein Stück altes Egerland, gleichsam eine böhmische Dreingabe ist, und Spalt im Mittelfränkischen gehört ohnedies dazu.

Vor rund 6000 Jahren hat ein weiser Mann im ältesten Werk der Weltliteratur, im Gilgamesch-Epos geschrieben: IB Brot, das gehört zum Leben und trink Bier, wie es Brauch ist

im Lande. Es ist auch einmal interessant zu hören, daß bereits vor etwa 2800 Jahren bei Kulmbach, der fränkischen Bierstadt, eine Bierschale aus der Hallstattzeit gefunden worden ist. Es ist ein weiter Weg der Geschichte bis hin zur Gründung des Deutschen Brauerbundes in Dresden im Jahre 1871, d. h. also vor 120 Jahren. Es sollte auch erwähnt werden, daß vor 545 Jahren am 12. November 1446 zum ersten Mal in Würzburg das Recht zum Bierbrauen und Bierschänken verkündet worden ist. Da verlieh Gottfried Schenk von Limpurg dem Hans Hessler das Bierbrauamt zu Würzburg auf Lebenszeit.

Warum eigentlich werden allzuoft die Franken nur mit dem Wein in Verbindung gebracht. Da sitzt in der Vorstellung vieler Fremder der Franke Tag und Nacht vor seinem Schoppenglas und seinem Bocksbeutel. Auf Empfängen und bei Festen schenkt man oft nur Wein aus, um in besonderer Form und nach der Regel angeblich richtig zu repräsentieren. Vielleicht etwas oberflächlich betrachtet kommt mir vor, als hätte sich das Bier ab und zu ins Altbayerische verflüchtigt. Das sollte jedoch auf keinen Fall so sein! Zum Schwartenmagen, zum Gelegten, zum Ripple und zur Kalbshaxe, ja zu vielerlei fränkischen Leibspeisen paßt ein gutes Bier genauso wie ein Schoppen Wein. Franken ist eben das Land der Vielfalt und so wird es wohl auch bleiben.

Selten einmal wird man auf die Frage: "Woher kommen Sie eigentlich?" zur Antwort bekommen: Aus Franken oder: Ich bin ein Franke, sondern die lapidare Antwort lautet meist: Ich bin ein Würzburger, ein Bamberger, ein Nürnberger. Die Zugehörigkeit zu einer kleineren, engeren Gemeinschaft ist vorrangig. Um sich nicht unterkriegen zu lassen im Laufe einer langbewegten Geschichte, um nicht unterwürfig zu werden, zeigt man sich vielschichtig, lässig, läßt man sich würfeln. So ist dieser große Wurf gelungen: Der Franke. Den Bayern, Schwaben und Oberpfälzern sollte dies immer wieder einmal beußt werden, daß die Franken der Prellbock,

die Abblocker sind zwischen Norden und Süden, zwischen oben und unten.

Ja, die Franken sind schon gewiefte schlaue Bürschli und Mädli, noch mehr, sie sind überschlaue, listig, vigilant. Nun paßt endlich das Thema: Wein und Bier, das rat' ich dir; viel zu schlaue sind sie, um sich an ein bestimmtes Getränk zu ketten, von allem etwas! Gell, da glotzt! Mainland ist nicht nur Weinland. Sollten wir die vielen schmackhaften Biere stehen lassen oder den Mirabellenschnaps in Volkach, den Zwetschgen- und Birnenschnaps allüberall? Zur ganzen Sache meint der Franke einfach: Ich soch net sou und soch net sou, dann kann später kenne soch: Ich hätt sou oder sou gsacht. Dies soll heißen, die Franken trinken wie und was ihnen paßt: Ein Schorle oder eine Spätlese, ein Weizenbier oder ein Doppelbock. Von allem ein wenig!

Wichtig ist an dieser Stelle auch einmal die Erkenntnis, daß man die Franken nicht beleidigen und kränken darf, das vertragen sie nicht. Sie sind nicht dickhäutig, eher feinfühlig, hellhörig, ab und zu auch kleinlich, kleinkariert. Man läßt sich nicht gerne in die Karten oder über das Hofort schauen, man verheimlicht gerne ein wenig, auch was man trinkt. Im Land der Mitte gibt es die besten Weine und die allerbesten Biersorten: Von Iphofen bis hinauf nach Kulmbach.

Nach einer langen Weinprobe schleicht der Fachkenner um die Ecke zum nächsten Wirtshaus: Jetzt schmeckt ein Glas Bier am besten! Und umgekehrt. Nach ein paar Krügen Bier zum üppigen Festschmaus mundet ein guter, herber Schoppen ganz ausgezeichnet. Bier und noch vermehrt der Wein sind für das fränkische Land Identitätsverstärker. Sich als Franke fühlen heißt nebenbei auch ein paar Bocksbeutel im Keller liegen haben, schöne Schoppengläser im Glasschrank stehen und in rechter Weise damit umgehen können. Und nicht minder steht auf dem Küchenbord nebeneinander aufgereiht ein großes Sortiment von Bierkrügen, sehr alte aus Familienbesitz, teure und kitschige nebeneinander.

Verantwortlich für die Heimatpflege-Beilage:

Reinhard Worschech, Heimatpfleger, Petersplatz, 8700 Würzburg

(Fortsetzung III nächste Heimatbeilage)

Heimatspflege in Franken



Nr. 37

1992

Sechstes Oberfränkisches Volksmusikfest

Kronach war in diesem Jahr Veranstaltungsort des Oberfränkischen Volksmusikfestes, das die Bezirksheimatpflege zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik Bezirk Oberfranken e.V. alljährlich durchführt. 1987 fand diese von Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann initiierte Veranstaltung erstmals auf der Plassenburg in Kulmbach statt. In den folgenden Jahren waren die Alte Hofhaltung in Bamberg, der Theresienstein in Hof, der Hof der Domäne Oeslau in Rödenthal und der historische Marktplatz in Forchheim Schauplätze dieser nun schon zur Tradition gewordenen Veranstaltung.

Ziel des Oberfränkischen Volksmusikfestes soll nicht allein die Präsentation oberfränkischer Sing-, Musizier- und Tanzgruppen sein, sondern mittels Einbeziehung des Publikums in die Darbietungen (vor allem beim Tanz und Gesang) diesem die ursprüngliche Atmosphäre beim gemeinsamen Singen, Musizieren und Tanzen näherzubringen.

Erstmals in der Geschichte dieser Veranstaltung mußte das komplette Nachmittagsprogramm wetterbedingt in einem Saal stattfinden. Glücklicherweise stand mit dem Kreiskulturraum in Kronach ein geeigneter Ausweichort zur Verfügung, so daß Bezirks-

tagspräsident Edgar Sitzmann dennoch zahlreiche Gäste zu diesem 6. Oberfränkischen Volksmusikfest willkommen heißen konnte. In seiner Begrüßungsrede betonte der Bezirkstagspräsident noch einmal das Ziel dieser Veranstaltung und fügte hinzu, daß künftig verstärkt darauf zu achten ist, die ursprüngliche Volksmusik und die sog. volkstümliche Musik auseinanderzuhalten. "Wir als Trachtler und Volksmusikanten sind keine Eigenbrötler, sondern wir wirken wie Sauerteig im Volk", womit Sitzmann die Aufgabe aller aktiven Volkstums- und Brauchtumsfreunde versinnbildlichte.

Mitwirkende waren in diesem Jahr der Musikverein Friesen, die Rehauer Volksmusikanten, die Regnitztaler, das Konzertina Trio Gefrees, der Okarina Spielkreis Sonnefeld, der Musik- und Trachtenverein Helmbrechts, der Bäuerinnenchor Kronach, die Isaar Lerchen, die Landjugend Zedtwitz, die Volkstanzgruppe Lichtenberg sowie der ortsansässige Volkstrachtenverein "Die Rosenbergler". Die Qualität der Darbietungen und die Tatsache, daß unter den Mitwirkenden die junge Generation sehr stark vertreten war, bestätigen das verstärkte Engagement des Bezirks in diesem Bereich der Heimatpflege und lassen für die Zukunft gerade im Jugendbereich einiges erhoffen.

Bezirkstrachtenberater verabschiedet

Im Rahmen einer kleinen Feierstunde wurde der langjährige ehrenamtliche Trachtenberater des Bezirks Oberfranken durch Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann verabschiedet. Böhm war im Jahr 1981 vom damaligen Bezirkstagspräsidenten Anton Hergenröder zum Trachtenberater bestellt worden und prägte in seiner fast 11jährigen Tätigkeit beim Bezirk die Trachtenlandschaft in Oberfranken, wie sie sich heute darstellt, ganz entscheidend. Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann umriß in seiner "Laudatio" für Böhm dessen vielfältige Aktivitäten. So begann Böhm seine Tätigkeit mit einer großangelegten Erfassungsaktion der historischen Trachten in Oberfranken, womit die Grundlage zur Pflege und Erhal-

tung dieses wichtigen Bestandteils unseres heimatlichen Kulturgutes geschaffen wurde.

Dabei wurde auch eine Reihe von Fotos und Abbildungen historischer Trachten gesammelt, die u. a. dann auch Vorlage für die von Hans-Joachim Schirmer angefertigten Aquarelle wurden. Das Ergebnis von Böhms jahrelangem Wirken ist u. a. auch in seinem 1989 erschienenen Buch "Die Volkstrachten in Oberfranken", das als 4. Band der vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege initiierten und geförderten Reihe "Trachten in Bayern" erscheinen konnte, dargestellt. Mehr als 200 Gruppen bzw. Vereine wurden von Böhm im Laufe seiner Tätigkeit beraten, von denen sich letztlich



Das Foto zeigt von links nach rechts den ehemaligen Bezirkstrachtenberater Konrad Böhm, Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann, den stellvertretenden Geschäftsführer des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e. V. Martin Wölmüller.

mehr als die Hälfte Volkstrachten zulegte. Darunter befinden sich viele Sing- Musizier- und Tanzgruppen, womit Bezirkstagspräsident Sitzmann einen weiteren wichtigen Punkt von Böhm's Schaffen anführte, nämlich die Volksmusik- und Volkstanzpflege. Sehr große Resonanz fanden und finden Böhm's Hefte "Volkstänze getanzt in Oberfranken", die 10 Hefte umfassende Reihe "Tanzmusik wie's fränkisch klingt" sowie einige weitere Lieder- und Notenhefte. Schließlich dankte Bezirkstagspräsident Ed-

gar Sitzmann Böhm auch für die alljährliche Organisation des Oberfränkischen Volksmusikfestes, das seit 1987 jedes Jahr vom Bezirk Oberfranken in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik durchgeführt wird.

Der Dachboden in der Scheune des bezirkseigenen Museums für bäuerliche Arbeitsgeräte sowie Volksmusik und Volkstanzdarbietungen gaben der Feier einen würdigen Rahmen.

Grenzsteine, Flur- und Kleindenkmale im Landkreis Hof

Unter dem Titel "Grenzsteine, Flur- und Kleindenkmäler im Landkreis Hof" erschien 1991 die jüngste größere Publikation der beiden bereits seit Jahrzehnten unermüdlich forschenden Heimatpfleger Hans Bucka und Oskar Heiland. Nach dem 1986 erschienenen Büchlein "Steinkreuze und Kreuzsteine im Landkreis und in der Stadt Hof" konnte nun ein weiteres Desiderat in der Heimatforschung im Landkreis Hof geschlossen werden. Darüberhinaus ist diese Arbeit als weiterer wichtiger Schritt auf dem Wege der vollständigen Aufarbeitung dieses zum Teil stiefmütterlich behandelten Gebietes der Heimatforschung zu betrachten, wengleich in Franken in den letzten Jahren auf diesem Gebiet im Vergleich zu anderen Regionen (z.B. Altbayern und Schwaben) bereits viel erarbeitet wurde.

Von Hans Roth einmal pointiert, als "Stiefkinder des Denkmalschutzes" bezeichnet, sind diese uns heute verbliebenen Flur- und Kleindenkmale trotz Denkmalschutzgesetz und Aufklärungsarbeit verschiedener Institutionen weiterhin in ihrem Bestand bedroht, weil etwa ihre Denkmaleigenschaft sowie ihre religiöse,

rechtliche und volkscundliche Aussage noch immer zu wenig begriffen wird.

In einer kurzen Einleitung stellen die beiden Autoren die Entstehungs- und Bedeutungsgeschichte von Grenzsteinen, Kilometersteinen, alten Verkehrszeichen (z.B. "Hemm-, Rad- und Bremsschuh"), Pech- bzw. Schmiersteinen oder etwa Schleifschalensteinen, die man zur Bearbeitung von Wetzsteinen benötigte, dar. Im Hauptteil werden dann zum größten Teil mit Bildern die gegenwärtig 271 bekannten Flur- und Kleindenkmale im Landkreis Hof dargestellt und erläutert.

Eine kurze Auflistung der bis 1991 bekannten 35 Steinkreuze und Kreuzsteine, der sich Ergänzungen zur Arbeit von 1986 anschließen, deuten an, daß die beiden Autoren ihre Forschungen keineswegs als abgeschlossen betrachten, sondern auch weiterhin an dieser Materie arbeiten werden. Wie mittlerweile bei fast allen heimatkundlichen Publikationen üblich, runden ein ausführlicher Anmerkungsapparat, ein Schrifttumsverzeichnis und eine Übersichtskarte diese gelungene Arbeit ab.

Bezuschussung des Bezirks für oberfränkische Museen

Seit 1988 unterstützt der Bezirk Oberfranken neben seinem Museum für bäuerliche Arbeitsgeräte bzw. den Museen, bei denen der Bezirk Mitglied des Zweckverbandes ist (Gerätemuseum Ahorn, Deutsches Dampflokomotivmuseum Neumarkt, Oberfränkisches Bauernhofmuseum Kleinlosnitz), gemäß dem Museumsplan des Bezirks die darin als Landschaftsmuseen ausgewiesenen Einrichtungen. Von den neun in Frage kommenden Museen wurden von acht Anträge gestellt und berücksichtigt. Die Förderrichtlinien sehen vor, Erwerbungen, Konservierung und Restaurierung, Veröffentlichungen, Sonderausstellungen und Forschungsprojekte zu bezuschussen.

Folgende Maßnahmen wurden gefördert:

- a) Historisches Museum Bamberg
Herstellung einer wissenschaftlichen Schrift zum Thema "St. Georg – Ritterheiliger, Nothelfer, Bamberger Dompatron" mit 9000 DM
- b) Stadtmuseum Bayreuth
Ankauf eines Creußener Kruges sowie eines Gemäldes von August Riedel mit 11000 DM
- c) Bauernmuseum des Landkreises Bamberg
Durchführung einer Sonderausstellung über den "Fischerhof" sowie Konservierung von Museumsgut mit 12400 DM
- d) Frankenwaldmuseum Kronach
Fortsetzung von Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen an Museumsgut mit 4000 DM
- e) Landschaftsmuseum Obermain Kulmbach
Erwerb eines Gemäldes des in Kulmbach geborenen Malers J.A. Benkert mit 11400 DM
- f) Fichtelgebirgsmuseum Wunsiedel
Durchführung von Sonderausstellungen und Erwerb bzw. Restaurierung von Museumsgut mit 15000 DM
- g) Fränkisches-Schweiz- Museum Tüchersfeld
Erwerb, Konservierung und Restaurierung von Museumsgut; Fortsetzung des Forschungsprojektes "Zunft und Handwerk in der Fränkischen Schweiz"; Durchführung von Sonderausstellungen; Herausgabe des 4. Bandes zur Schriftenreihe des Museums mit 10680 DM
- h) Volkskundliches Gerätemuseum Arzberg-Bergnersreuth
Erwerb, Konservierung und Restaurierung von Museumsgut sowie Durchführung von Sonderausstellungen mit 19000 DM

Verantwortlich:

Dipl.-Historiker Ulrich Wirz, Ludwigstraße 20, W-8580 Bayreuth

Heimatspflege in Franken



Nr. 38

1992

Hartmut Schötz

Verfall und Untergang eines Deutschordenskreuzes



Bilder: Hartmut Schötz, Sept. 1990

Zur Gemeinde Oberdachstetten gehört der kleine Ort Möckenau mit dieser zu Hausnummer 1 gehörenden Fachwerkscheune mit Krüppelwalmdach.

An der Traufseite der Scheune ist in dem linken tragenden Eckbalken noch heute das eingehauene deutschordische Wappen sichtbar. Das zweite Gefach in der obersten Reihe



(Bild 2) Das Deutschordenskreuz an der Scheune um 1968



(Bild 3 und 4) Der obere Teil des Gefaches neigt sich nach innen. Das Gefach rechts davon war schon teilweise eingebrochen (September 1990)

zeigte bis vor einiger Zeit zusätzlich das Deutschordenskreuz.

Wie die Bilder zeigen war dieses Kreuz im Jahre 1968 (Bild 2) noch in einigermaßen erhaltenem Zustand. Im September 1990 war das Gefach rechts daneben bereits teilweise herausgefallen und das Gefach mit dem Deutschordenskreuz neigte sich bereits merklich im oberen Teil nach dem Scheuneninneren (Bild 3 + 4).

Als mich der Weg im September 1991 wieder an der Scheune vorbeiführte war das gesamte Gefach bereits nach innen gestürzt (Bild 5 + 6).



(Bild 5) Das gesamte Gefach ist eingebrochen (September 1991)



(Bild 6)

Die Trümmer des Deutschordenskreuzes liegen auf dem Fußboden der Scheune (September 1991)

Schon 1727 wäre dieses Deutschordenskreuz beinahe untergegangen. Damals war der Weiler Möckenau unweit Mitteldachstetten in das markgräfliche Gebiet eingefraischt worden. Bei einer Kontrollvisite hatte der markgräfliche Verwalter "das deutschordische Wappen sowohl in der Säulen eingehauen, als auch an der Wand angemahlet gefunden, und da ich nun von dem ... Schultheißen, Leonhard Beyerlein zu Spielberg, die Erkundigung eingezo-gen, daß in der alten Scheune dergleichen nicht zu befinden gewesen, auch an den darbey stehenden alten Bauernhaus, desgl. nicht zusehen ist."

Die Scheune war damals neu erbaut gewesen und am Vorgängerbau befand sich das Deutschordenskreuz nach Aussage des Spiel-

berger Bürgermeisters Beyerlein nicht. Auch an dem zugehörigen Bauernhaus befand sich kein Deutschordenszeichen.

Der Verwalter fragte schriftlich bei seinem "Durchlauchtigsten Fürsten", Georg Friedrich Carl, Markgraf zu Brandenburg, an, ob das Wappen stehenbleiben oder abgemacht werden soll. Wir wissen, daß es erhalten geblieben ist – bis jetzt!

Sic transit gloria mundi"

Hartmut Schötz



Hartmut Heller

Seidenraupen auf fränkischen Maulbeerbäumen
Agrarpolitische Experimente im 18./19. Jahrhundert

Seidenraupen auf fränkischen Maulbeerbäumen

Agrarpolitische Experimente im 18./19. Jahrhundert

Besucher der Bodenseeinsel Mainau können dort neben Tulpen- und Rosenbeeten auch einen Maulbeerbaum (*Morus alba L.*) finden, letzter Rest einer einst größeren Allee. Sie wurde angelegt, wie ein Täfelchen besagt, um eine Tochter des Großherzogs von Baden bei ihrer Einheirat in das schwedische Königshaus Bernadotte in landeseigene Seide zu kleiden. Was hier als fürstliche Marotte erscheint, verweist jedoch in Wahrheit auf ein viel größeres kulturgeschichtliches Thema, das auch Franken berührt. Versteckt und vergessen mag es genauso bei uns noch vereinzelt Maulbeerbäume geben, die dieser Tradition entstammen! Ältere Nürnberger werden sich ferner an das Wirtshaus "Zum Maulbeerbaum" am Burgberg erinnern...

1. Merkantilistischer Hintergrund

Viele neue Nutzpflanzen kamen nach Franken, als es an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert den Vertretern des Spätmerkantilismus, den "Physiokraten", darum ging, einerseits gegen den Hunger einer ständig wachsenden Bevölkerung anzukämpfen und andererseits den Staat von Kapitalabfluß durch kostspielige Importe zu befreien. Ausgesät auf den bisherigen Brachflächen der Dreifelderwirtschaft, hoben die südamerikanische Kartoffel und diverse exotische Kleearten, die nun vermehrte Stallviehhaltung ermöglichten, die Nahrungsmittelproduktion. Wenig später hielt unter dem Namen "Türkischer Weizen" auch der Mais Einzug. Im Bereich der Genuß- und Industriepflanzen empfahl man den Anbau einheimischer Surrogate: Zichorienwurzeln, Rübenmelasse und Kaffeewicke ("Strachel") sollten echten Kaffee ersetzen; Runkelrüben machten unabhängig vom tropischen Zuckerrohr; zur Textilfärberei nahm man hinfort Waid (*Isatis*

tinctoria L.) statt Indigo-Blau und Wau (*Reseda luteola*) für ein vortreffliches Gelb. Noch idealer war es freilich, wenn es gelang, das fremde Gewächs, das man bis dahin um teures Geld eingeführt hatte, im Land selbst anzusiedeln. In Franken wurden besonders erfolgreich geförderte der Tabak- und Hopfenbau sowie, abermals zum Bedarf der Tuchfärber, Krapp (*Rubia tinctoria L.*)- und Saflor (*Carthamus tinctorius L.*)-Kulturen, womit man dem Orient sein geheimnisvolles lichtechtes Rot und Orange entwand. Die Anpflanzung von Maulbeerbäumen, um Seidenzucht zu betreiben, gehört zu den nicht dauerhaft geglückten Versuchen.

2. Vom Luxus importierter Seide in älterer Zeit

Von ihrer Urheimat China waren Maulbeerbaum und Seidenzucht im 6. Jahrhundert nach Konstantinopel gelangt und hatten sich von da im Hochmittelalter über ganz Südeuropa verbreitet. Zu wesentlichen Erzeugerländern entwickelten sich die Balkanländer, Sizilien, Oberitalien und Südfrankreich; verarbeitende Seidenindustrie konzentrierte sich seit dem 14./16. Jahrhundert vor allem im Rhönetal um Lyon, Montpellier und Marseille.

Für die Bevölkerung der deutschen Territorien blieb Seide ein Importartikel entweder asiatischer oder lombardisch-provenzalischer Herkunft, wobei für unseren südostdeutschen Raum besonders der Handelshafen Venedig Bedeutung hatte. Die spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Kleiderordnungen, die ebenso Standesgrenzen sichtbar machen wie unnötigen Luxus vermeiden wollten, schränkten daher den Gebrauch dieser teuren Stoffe drastisch ein. Purpurseide in Königs- und Bischofsmänteln des 11./12. Jahrhunderts gehört zum Kostbarsten des Bamberger

Domschatzes (HARZ 1894, S. 44). In der Reichsstadt Nürnberg war bis zum Ende des 15. Jahrhunderts sowohl für Männer- wie für Frauenkleider jegliche Verwendung von Seide verboten. Erst im 16. Jahrhundert gestattete man den Damen leichten Taft. Unter dem Einfluß der französischen "Just-au-corps"-Mode lösten sich solch strenge Reglementierungen dann aber im 17. Jahrhundert rasch auf: Hatte der Nürnberger Rat noch 1618 Seidenzeug allein den beiden obersten Gesellschaftsklassen vorbehalten, so dehnte er diese Erlaubnis 1693 auch auf Kaufleute und Handwerker aus; nurmehr der fünfte Stand hatte sich geringer zu bescheiden (LEHNER 1984). Im Rokoko gehörten gemusterte Seidengewebe zu den beliebtesten Stoffarten überhaupt.

Parallel dazu nahm natürlich auch die Zahl seidenverarbeitender Gewerbestätten zu. Wichtige Anstöße gingen dabei von der Zuwanderung glaubensvertriebener Hugenotten aus, die aus ihrer französischen Heimat entsprechende Spezialkenntnisse mitbrachten. Eine Statistik der Kolonie Neu-Erlang nennt 1698 etliche solche "Seidenarbeiter" (SCHANZ 1884, S. 96). Ferner sind hier zuzuordnen verschiedene Seidenstrumpfwirker, Halbseidenweber und Schönfärber, die besonders im Umkreis der leonischen Drahtindustrie von Schwabach, Roth und Treuchtlingen zahlreichen Posamentierer und wohl auch manch "besserer" Schneider. Ein Aufschwung zu großen Seidenmanufakturen, wie er z. B. aus der Niederlassung holländischer Mennoniten 1658 ff. das niederrheinische Krefeld kennzeichnet (STOOB 1970, S. 263), fand jedoch in Franken nicht statt. Ermittelt werden konnten für die Zeit um 1800 kleinere Seidenbandfabriken in Sommerhausen/Main, in Erlangen, auf Schloß Deberndorf bei Fürth (1797-1800 als preußischer Staatsbetrieb) sowie, von dem Bortenmacher Johann Philipp Bühler zunächst in Windsheim begründet, seit 1797 in Langenzenn (1787-ca. 1850). Von letzterer Fabrik, die stets etwa zwanzig Mann beschäftigte, wissen wir, daß sie um 1800 Rohseide "in beträchtlicher Quantität" ausschließlich aus Italien bezog (BUNDSCHUH 1799, S. 175; REUTER 1961, S. 41-43).

3. *Eine erste Periode fränkischer Seidenzucht-Bestrebungen um 1750/90*

Merkantilistisch-autarkistischer Wirtschaftsgeist mußte in solch gesteigerter Nachfrage und Importabhängigkeit eine Herausforderung erkennen: Sollte es nicht möglich sein, dann auch schon das Rohmaterial Seide im eigenen Land zu erzeugen? – Die Pionierrolle in Deutschland nahm dabei das Herzogtum Baiern wahr, wo Albrecht V. bereits 1561 die ersten Maulbeerpflanzen ankaufen ließ, ums Jahr 1625 Bäume im Raum Kelheim – Straubing – Burghausen erwähnt werden und 1665, unter dem Einfluß des Kameralisten Johann Joachim Becher, mit Perspektive auf die kurfürstlichen Gärten zu München, Nymphenburg, Berg, Schleißheim und Landshut eine "Seidenbau-Compagnie" gegründet wurde (HARZ 1894). Längerfristige Erfolge stellten sich freilich erst ab 1758 ein, als man einschlägig kundige Familien aus Südtirol anwarb (HAZZI 1826; HARZ 1899; AUER 1954). Ein zweiter großer Antreiber war König Friedrich II., in dessen Todesjahr 1786 in Preußen 1 Million Maulbeerbäume standen und 14000 Pfund Seide geerntet wurden (JENTSCH/KRAUSCH 1988, S.20; HARZ 1894, S.36).

In Franken soll schon 1599 Dr. Liebauf (Liparius) in Rothenburg o. d. T. einen Maulbeerbaum großgezogen und sich daran überzeugt haben, daß das deutsche Klima ihm nicht unzutraglich sei (HAZZI 1826, S. 10; o.V. 1899, S. 620). Entsprechende wirtschaftliche Interessen verfolgte man erstmals ab dem 17. Jahrhundert im Hochstift Würzburg, wo unter anderem Fürstbischof Karl Philipp v. Greifenclau im Jahr 1753 mehrere Tausend aus Hanau und Freiburg geholte Maulbeerbäume auf den Wällen seiner Residenzstadt auspflanzen ließ. Sie zu nutzen schloß sein Nachfolger Fürstbischof Adam Friedrich v. Seinsheim 1767 einen auch mit Zollfreiheiten ausgestatteten Monopolvertrag zuerst mit einem Major v. Kloben, dann mit dem Hofrat Baron Truchseß v. Wetzhausen und schließlich 1770 mit einer neu etablierten Seidenbaugesellschaft, die überdies Landbesitzer aller Stände zu überreden suchte, gratis gelieferte Bäumchen zu über-

nehmen, und ihren Vorteil darin sah, daß alle erzeugten Kokons ihr zu einem niedrigen Festpreis abgetreten werden mußten und nach zehn Jahren je Baum ein Ablösegeld von 12 Kreuzern fällig war. Niemand sonst sollte Maulbeerbäume und Seidenraupen erwerben dürfen. In einem Bericht vom 3. 3. 1775 hält sich die Gesellschaft zugute, nun schon rund 50000 Maulbeerbäume auf eigenen, staatlichen oder privaten Grundstücken im Bistum verteilt zu haben. Tatsächlich aber stießen die Geschäftsklauseln in der Bevölkerung auf wenig Gegenliebe. Zu nennenswerter Seidenproduktion kam es nicht. Um 1790 gab die Gesellschaft auf (AUER 1954, S. 7; HARZ 1895).

Zur selben Zeit um 1780/90 sind rasch gescheiterte Versuche zur Seidenzucht auch in benachbarten Kleinterritorien nachweisbar, z. B. in der Herrschaft Schillingsfürst oder durch die Grafen Rechtern-Limpurg in Markt Einersheim sowie schon 1760 in der Reichsstadt Windsheim durch den dortigen Bürgermeister (STAN, Nr. 4974/75). Es verhalf demnach Eigenregie ebensowenig zum Erfolg. Das macht die Vorsicht verständlicher, mit der im Markgrafentum Ansbach die preußische Regierung es offenbar bei einigen Privatinitiativen bewenden ließ und lediglich diese mit etwas Geld unterstützte. In Prichsenstadt unterhielt zwischen 1788 und 1800 der Ratsverwandte Martini eine 4 Morgen große Maulbeerplantage, deren Bäume dann nach Marktsteft an den Peruquier Müller verkauft wurden. Ein dritter Standort war Roth, wo seit 1795 der Kantorsadjunkt Knoblauch, nachdem er auf einer staatlich subventionierten Berlin-Reise Erfahrungen gesammelt hatte, eine Maulbeerpflanzung aufbaute und seine Gattin weitere 16 Personen zur Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei anleitete. 1807 regte die Ansbacher Behörde an, davon auch Setzlinge auf Gemeindeplätze, Kirchhöfe und in Gärten abzugeben (STAN, Nr. 3). Johann Bernhard FISCHERS Bemerkung von 1787 (S. 238), Seidenbau sei leider derzeit "im ganzen Fürstentum (Brandenburg-Ansbach) noch eine unbekannte Sache", wird dadurch nicht revidiert. Weitere spärliche Hinweise betreffen Erlangen (markgräfl. Haushofmeister Fries und Herr v. Henne

1750/60) beziehungsweise durch ältere, lange nicht mehr beachtete Maulbeerbäume, die man 1830 vorfand, Bamberg, Bayreuth und Kloster Himmelkron (LIEDERSKRON 1841, S. 23; STAB, Nr. 2710^{1u,v}; WACHTER 1929). Sie bleiben allesamt auf das 18. Jahrhundert beschränkt. Kleinstausnahmen wie der später in Nürnberg-Wöhrd tätige Kantor Knoblauch hindern demnach nicht die Feststellung, daß in ganz Bayern die erste Phase heimischen Seidenbaus noch vor 1800 ohne Kontinuität zu Ende gegangen war. Auch der Münchner Kurfürst hatte seine defizitäre Seidenzuchtanstalt 1799 offiziell geschlossen und die zwei großen Maulbeergärten in München und Landshut zur Rodung preisgegeben (HARZ 1899, S. 131). Als Gründe des Scheiterns werden überall genannt: Organisationsfehler, ungetreue Mitarbeiter, Unerfahrenheit in der Haltung der Seidenwürmer, übermäßige Blattentnahme oder auch mutwillige, neuerungsfeindliche Zerstörungen an den Maulbeerbäumen und zuletzt die Kriegswirren nach der Französischen Revolution.

4. *König Ludwig I., die Seidenbau-Deputation und ihre Bemühungen in Franken zwischen 1824 und 1852*

Nach einer Zäsur von zwei Jahrzehnten war es persönlich König Ludwig I., der die Idee einer bayerischen Seidenzucht neu belebte und zu seinem "unabänderlichen Allerhöchsten Willen" erklärte (AUER 1954, S. 79 u. 95). Ausdrücklich galt dabei die Maxime, daß Boden und Klima in Bayern sich dazu genauso gut eigneten wie in der Lombardei. Deshalb, so formulierte ein vom Industrie- und Kulturverein Nürnberg herausgebrachtes Lehrbuch (KNOBLAUCH 1826) das alte merkantilistische Ziel, sei es "jedes braven Bayerns vaterländische Pflicht", mitzuhelfen, "daß von den großen Summen, die jährlich für Seide ins Ausland gehen, ein bedeutender Theil im Lande erhalten werden" könne. Staatsrat Joseph v. HAZZI (1826, S. 13) schätzte diese Geldmenge auf über 8 Millionen Gulden! Nach den Erfahrungen des 18. Jahrhunderts dachte niemand mehr an Staatsbetriebe. Hoffend auf eine von

oben nach unten "ins Volk" durchlaufende Innovation, wirkten das Ministerium des Inneren und die 1824 gebildete "Seidenbau-Deputation" des "Landwirtschaftlichen Vereins in Bayern", Staatsrat v. Hazzi an der Spitze, immer wieder auf die Kreisregierungen ein, die ihrerseits die Landgerichtsbehörden, die Gemeinden und Privatleute drängen und ermutigen sollten, mit dem so überaus lukrativen Seidenbau zu beginnen und darüber Jahresberichte zu erstatten. Daneben gründete die Seidenbau-Deputation im Lauf der Zeit 61 örtliche Seidenzuchtvereine (SCHLÖGL 1954, S. 561). In Regensburg entstand 1833 eine Aktien-"Gesellschaft zur Beförderung der Seidenzucht in Bayern" (AUER 1954, S. 92 ff). Und nochmals frischer Wind blies durch die Amtsstuben, als sich 1847 unter dem Patronat höchstselbst der Königin ein gleichnamiger "Frauen-Verein" konstituierte, der Stellungnahmen einforderte, Preise auslobte, Schulung anbot und reichlich Sachleistungen locker machte, – mit seiner dominant adeligen Mitgliederstruktur aber ebensowenig das Volk erreichte (STAW, Nr. 3117 und 3119).

Konkrete Maßnahmen in Franken setzten mit Befehlen an den Gärtner der Bayreuther Eremitage bereits 1824 ein. – Im folgenden soll darüber vorwiegend aus Regierungsakten berichtet werden, die umfangreich in den Staatsarchiven Bamberg, Nürnberg und Würzburg (hier freilich Kriegsverluste) lagern und unter Beiziehung zeitgenössischer Druckschriften für 1837 bzw. 1852 sogar flächenhaft-statistisch auswertbar sind. Atmosphärisch glaubt man herauszuspüren, daß die Zentralbehörden Unter- und Mittelfrankens der Sache stets halbherziger gegenüberstanden als in Oberfranken, was einen Münchner Briefschreiber 1849 veranlaßte, "zu bedauern, daß der Landrath ... von der Möglichkeit ... der Seidenzucht im unterfränkischen Kreise noch so wenig überzeugt ist" (STAW, Nr. 3119).

4.1. Vermehrung der Maulbeerbäume

Notwendigerweise am Anfang stehen mußte, mit v. Hazzis Worten, eine "wirksame Aufmunterung zu Maulbeerbaumzucht als

der Basis einer guten und gedeihlichen Seidenzucht", d.h. die Bereitstellung von Futter für den Seidenwurm (*Bombyx mori L.*). Dies geschah zunächst durch Versand einer Informationsschrift "Gründlicher Unterricht für den Bürger und Landmann in der Maulbeerbaum- und Seidenraupenzucht" (München 1829), deren Verteilerlisten zeigen, daß als Multiplikatoren zuvorderst Revierförster, Schullehrer und sonstige Beamte in die Pflicht genommen werden sollten.

Die Forstämter wurden aufgefordert, aus Maulbeersamen, den man ebenso wie ganze Wagenladungen voll Jungpflanzen aus Norditalien (Trentino, Turin), Ungarn und dem Rheinland importierte, in Baumschulen Setzlinge zu ziehen und billigst bzw. kostenlos an beliebige Interessenten auszugeben. Rückmeldungen aus Oberfranken, namentlich dem gebirgigen Oberland, dämpften freilich bald die erste Euphorie: Im Revier Horlach waren nur 160 taugliche Pflanzen aufgegangen (1829), um Ebrach vermochten sie nicht genug zu verholzen (1829), alle 528 Bäumchen aus dem Amt Bayreuth zeigten sämtlich "schlechte Vegetationskraft" (1829), in Zentbechhofen war neue Aussaat durch rauhe Witterung "gänzlich mißrathen" (1834); nur Lichtenfels kam leidlich zurecht. Außer mit Frost hatte man auf nichtumzäunten Arealen auch mit Wildfraß zu kämpfen. Ab 1833/34 schieden die Forstämter daher als Lieferanten von Maulbeerbäumen weitestgehend aus. Übrig blieben in umso zentralerer Rolle die königlichen Hofgärten zu Nymphenburg, Veitshöchheim, Aschaffenburg, Brückenau und Bayreuth, wo 1014 vorrätige Stämmchen im Jahr 1838 die Nachfrage nicht befriedigen konnten (vgl. auch HOFFMANN 1839, S. 12). Andererseits war diese Nachfrage aber auch nie so groß, wie die Regierung es sich wünschte, und zwiespältig deshalb, weil damit oft mehr abgestorbene Exemplare ersetzt als Bestände erweitert wurden. Auf gut Glück selbst säten wenige.

Trotz aller Startprobleme sprach Oberfranken bereits 1830 stolz von einer "Viertelmillion" Maulbeerbäume, wovon freilich 80% noch in Saatbeeten standen. 1837 zählte man in Mittelfranken 70596 und in Unterfranken 53085 Exemplare, wiederum Sämlinge und



Wochenblatt

des

landwirthschaftlichen Vereins in Bayern.

Das viertel Heft kostet in Bayern — ohne die postwendige Befreiung der Postgebühren in Baden. — Eine für Baden und Würtemberg. — Eine für Baden und Würtemberg. — Eine für Baden und Würtemberg.

Neuigkeiten des Vereins.

1826. Die neuesten Nachrichten der Schwärze in Bayern.

Der Herr Baron selbst gemachte genaue geographische Beschreibung seiner Wälder bei München wurde bei Deposition für den Waldbau in Bayern in den Druck gelegt, eine interessante Übersicht von Waldbeständen in der Provinz Bayern zu liefern. Den 5. April trafen hier 6 Wägen ein mit der Ladung von 5700 großen Maulbeerblättern.

23000 Blätter, trocknet, wegen hoher alter Pflanzungen, sind 12 empfindliche Wägen, 15 kleine Maulbeerblättern, bei einer Last gegen 15 Wägen weg, — hier

15 Wägen Maulbeerblätter 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Der Herr Baron selbst gemachte genaue geographische Beschreibung seiner Wälder bei München wurde bei Deposition für den Waldbau in Bayern in den Druck gelegt, eine interessante Übersicht von Waldbeständen in der Provinz Bayern zu liefern. Den 5. April trafen hier 6 Wägen ein mit der Ladung von 5700 großen Maulbeerblättern.

	Qualitätsmäßige Blätter	Quantität	Preis	Waldbau	Waldbau
München	1174	6554	4 25 1/2	10 1/2	15000 St.
Unterfranken	800	1210	— 2 1/2	—	—
Bayern	445	1028	— 2 1/2	—	8 1/2 15000
Oberfranken	520	1417	1 25 1/2	1	17400
Württemberg	628	2240	1 1 1/2	1	15000
Baden	510	990	1 1 1/2	—	—
Württemberg	645	1310	1 1 1/2	—	5000
Württemberg	953	990	1 1 1/2	—	—
Summa	5740	15641	14 25 1/2	10 1/2	15000 St.

Abb. 1: Import und Verteilung von Maulbeerpflanzen und Seidenspinnerbrut im Jahr 1826 (Quelle: Wochenblatt d. landwirthschaftl. Vereins in Bayern v. 2. 5. 1826)

Heckensträucher eingeschlossen. Unterfranken, das bis in die Mitt-30er Jahre gezögert hatte, befand sich damals erst in der Einstiegsphase. Schlechte Nachrichten, z.B. aus Mellrichstadt, Orb oder Rothenfels, wie auch aus Mittel- und Oberfranken, z.B. Erlangen, Pegnitz oder Wunsiedel, fehlten nicht, wurden aber noch überspielt. Ungleich war das geographische Verteilungsbild: Während in vielen Landgerichten Unterfrankens bereits die Mehrzahl aller Ortschaften nicht mehr ohne Maulbeerbaum war und auch in Oberfranken immer mehr Dörfer Aufgeschlossenheit zeigten, konzentrierte sich in Mittelfranken fast alles nur auf die Städte bzw. Amtsorte. Oft handelte es sich nur um ein paar Alibibäumen, seltener um echte Plantagen. Gleichzeitig gab es aber auch weite Landstriche, in denen die neue Kulturpflanze gar nicht auftauchte, so etwa in den Frankenwald- und Fichtelgebirgsämtern Ludwigstadt, Nordhalben, Stadtsteinach, Münchberg, Selb, Rehau,

in den mittelfränkischen Landgerichten Uffenheim, Dinkelsbühl, Heidenheim, Wassertrüdingen, Gunzenhausen, Weißenburg, Hersbruck und Altdorf und schwach in der Rhön. Sie wurde dort zumeist auch in den nächsten Jahren ignoriert oder war, was u. a. für die Stadt Weißenburg gilt, nach kläglichen Versuchen 1837 schon wieder verschwunden. Als Schwerpunktgebiete, wenn dieser Begriff angesichts insgesamt kleiner Bestandszahlen, isolierter Standorte und ausfallbedingter Fluktuation überhaupt sinnvoll ist, könnte man nennen die Gegenden um Klingenberg-Miltenberg, Dettelbach und Ebern, das Dreieck Ansbach-Ellingen-Schwabach sowie das Pegnitz-Obermainland.

Wie dieser Entwicklungsprozeß funktionierte, wird klarer, wenn man nach den Grundbesitzern fragt, die all diese Maulbeerbläse setzten. Für Mittel- und Unterfranken 1837 läßt sich das im folgenden Diagramm sogar statistisch ausdifferenzieren.

Ein Hauptakteur war also die öffentliche Hand selbst. Bepflanzt wurden der Herriedener und der Nürnberger Stadtgraben (600 Hochstämme zwischen Spittler- und Frauentor), das Würzburger Glacis (nach 1839; vgl. HOFFMANN 1839, S. 10), die Steilhänge unterhalb der Plassenburg, Nördlingen, Pegnitz, Ebermannstadt, Erlangen (1826 Bohlenplatz), Fürth (Hardhöhe) säumten mit Maulbeerbäumen innerstädtische Promenaden, Plätze und Verschönerungsanlagen. Man nutzte Spitalhöfe (Fürth, Windheim), den Weg zum Calvarienberg (Wemding), sonstige freie Arealflächen und selbst Feldraine, auf denen bis dahin unbeachtet Brombeer- und Schlehenhecken wucherten. Speziell in Oberfranken lief seit 1835 eine – auch schon von HAZZI (1826, S. 10) empfohlene – Kampagne, mit Zustimmung der Kirchenverwaltungen Maulbeerbäume auf Friedhöfen, einschließlich der israelitischen, auszubringen oder diese wenigstens mit Maulbeersträuchern einzuhegen. Nicht alle Gemeinden machten mit, manche wehrten sich mit frommen Argumenten (Gräfenberg 1835) oder sogar mit der Axt (Nordheim/LG Hohenlandsberg 1837), doch trug die Aktion insgesamt erheblich zur flächenhaften Verbreitung von *Morus alba* in diesem Regierungsbezirk bei. Geplant waren auch, als

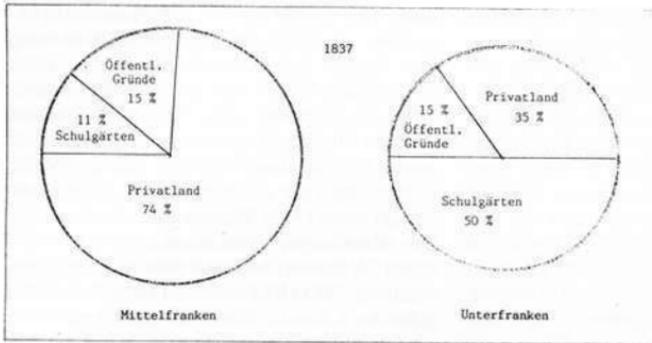


Abb. 2: Die Maulbeerkulturen in Mittel- und Unterfranken 1837, gegliedert nach Grundstückseigentümern (Eigener Entwurf nach Daten im Staatsarchiv Nürnberg, Reg. 270/ Abgabe 1900, Rep. von Mittelfranken, KdI, Nr. 4974 bzw. Landwirtschaftliche Zeitschrift für Unterfranken und Aschaffenburg 2. Jg. 1838, H.2. S. 20–62)

Zuverdienst der Schleusenwärter, Anpflanzungen an den Böschungen des Ludwigs-Donau-Main-Kanals (PECHMANN 1847, S. 156). Nicht hingegen erlaubte sie der König entlang der Chausseen: Staubiges Futter mache die Seidenraupen krank.

Das starke Engagement der Kommunen beweist, daß von vornherein nicht die Vorstellung herrschte, Maulbeerbaumbesitzer und Seidenzüchter müßten identisch sein. Vielmehr sollte eine Blätterressource entstehen, die wie Allmendland jedermann unentgeltlich zur Verfügung stand, der staatsdienlich Seide gewinnen wollte (vgl. HAZZI 1826, S. 16).

Besonders in Unterfranken fällt als zweites der mächtige Anteil der Industrie- und Schulgärten unter den Maulbeeranlagen auf, die indirekt natürlich ebenfalls dem Einfluß des Staates zuzurechnen sind. Für unseren Zusammenhang heißt das, daß sich in höchst überdurchschnittlicher Weise vor allem Lehrer dem Seidenbau zuwandten, was später noch eingehender erörtert werden soll. Die Chance dazu gab ihnen ein kgl. Reskript von 1803, das de jure jedes Schulhaus mit einem zugehörigen Schulgarten ausstattete.

Schlüsselt man zuletzt die Namen der privaten Maulbeerbaumbesitzer auf, so zeigt sich zunächst zweierlei: Es verteilte sich dieser Baumbestand auf relativ wenige Personen. Und es fehlten darunter eklatant die Bauern, was ein Zeitgenosse dahingehend kommentierte: "Der Landmann ergreift nicht leicht eine Beschäftigung, wovon er nicht von der Einträglichkeit derselben im Voraus

schon überzeugt werden kann" (STAB, Nr. 2710¹). Eine erste Gruppe bildeten – Männer deutlich spekulativen Schlags! – selbständige Kaufleute (z. B. Stengel in Bamberg, Emmert in Marktstett), Gastwirte (z. B. Galimberti vom Nürnberg "Roten Roß"), ein paar adelige Gutsbesitzer (z. B. Frhr. v. Bibra zu Adelsdorf) und bürgerliche Fabrikanten, von denen z. B. der Nürnberger Seitz von seiner mit 2000 Bäumen bestückten Maulbeerplantage bei Pleinfeld lediglich eine Menge Blattgut zu verkaufen hoffte. Sie wurden freilich bald lustloser. Zu ihnen gesellten sich ferner eine Reihe einfacher Handwerksmeister, – Knopfmacher, Glasermeister, Schneider, Lebküchner, Goldarbeiter.

Die andere – größere – Gruppe bestand aus niederen und mittleren Beamten. Sie waren willfährig, als ihr Dienstherr sie zu Vorbildern für das Volk bei der Staatsaufgabe Seidenzucht aufrief, und sahen darin zugleich die Chance, auf etwas Pacht- oder Eigenland ihren sonst doch recht kargen Sold aufzubessern. Im einzelnen handelte es sich um Rentamtsgehilfen, Gerichtsdiener, Hospitalverwalter, Revierförster, Militärärzte, Stadtschreiber, Kantoren, Pfarrer und, unabhängig von den Schulgärten, wiederum viele Lehrer.

4.2. Zur Rolle der Lehrer und Pfarrer

Die kgl. Regierung hatte von Anbeginn bei ihrem Seidenzuchtprojekt hohe Erwartungen in Aufklärungsarbeit durch die Institution Schule gesetzt. Schon 1826/29 wies das

Staatsministerium des Inneren sämtliche bayerischen Priester- und Schullehrerseminarien an, das Thema in die Ausbildung der künftigen Lehrer zu nehmen und im Schulgarten durch den Landwirtschaftslehrer praktische Anschauung zu vermitteln. 1847 erhob König Ludwig die Seidenzucht sogar zum Prüfungstoff beim Lehrereexamen (AUER 1954, S. 100). Die Seminare und die Distrikts- bzw. Lokal-Schulinspektionen waren mit die ersten Adressaten der 1829 gedruckten Informationsschrift, mit der Maßgabe, immer wieder ihre Untergebenen zum Seidenbau zu drängen, im Beruf sowohl wie in den Mußestunden. Die Gedankenkette war, wie es 1837 ein Referent in Würzburg ausdrückte, schon die Jugend in den Schulen mit diesem Baum und seinem Nutzen bekannt zu machen; in den Schulgärten seine Behandlung zu lehren, im Naturkunde-Unterricht die Seidenraupe zu erklären, damit – nun mit den Worten einer amtlichen Verlautbarung von 1829 – "wenn die Seidenzucht mit der gegenwärtigen Jugend des Vaterlandes emporgewachsen, bei dieser Jugend mit Sinn und Liebe für dieselbe einmal aufgenommen und ins Leben eingeführt ist, dem bleibenden Gedeihen dieses Produktions- und Industriezweiges wenigstens kein Mangel an Empfänglichkeit mehr entgegensteht" (STAW, Nr. 3119 Beilage; STAB, Nr. 2710¹; HAZZI 1826, S. 95).

Sehr ernst nahmen diesen Auftrag das Schullehrer-Seminar Würzburg (seit 1826

Prof. Dr. Geier) sowie die Kreislandwirtschafts- und Gewerbeschulen in Würzburg (Dr. Bauer) und Aschaffenburg (seit 1834 Dr. Kittel). Wenn es 1837, wie gesagt, in bemerkenswert vielen unterfränkischen Dörfern Maulbeerbäume gab, und zwar eben durch Lehrer, dann war das mit ihr Werk. Umgekehrt galt die Regel, daß Orte ohne Schule auch keine Maulbeerbäume besaßen. Die Würzburger Seminaranstalt hegte 1837 selbst 76 Stämmchen und 300 Sämlinge, gewann aus 2000 Kokons 4½ Pfund Rohseide, nahm auch fremde Gespinste zum Abhaspeln an und setzte ihr Tun zumindest noch bis 1857 fort. Von den für Ober- und Mittelfranken zuständigen Lehrerseminaren Bamberg und Altdorf hört man weniger, an der Kreislandwirtschafts- und Gewerbeschule Erlangen fand erst 1840/41 ein spätes, zudem mißglücktes Experiment statt (LIEDERSKRON 1841).

Viele Lehrer draußen im Lande mühten sich redlich mit ihren Sträuchern und Wurmeiern, schrieben darüber sogar Büchlein. Geschildert wird uns Lehrer Roth aus Zimmern (LG Pappenheim), wie er 127 Bäumchen pflegte, neue säte und unter seine Schüler Raupen austeilte, "um so die Liebe zu diesem Erwerbszweige in den jugendlichen Gemütern zu wecken und für die Zukunft zu bewahren" (STAN, Nr. 4974). Anderen sagte man indes nach, sie würden sich nur, um bei Vorgesetzten dienstbeflissen zu erscheinen, damit befassen, ohne eigentliches Interesse

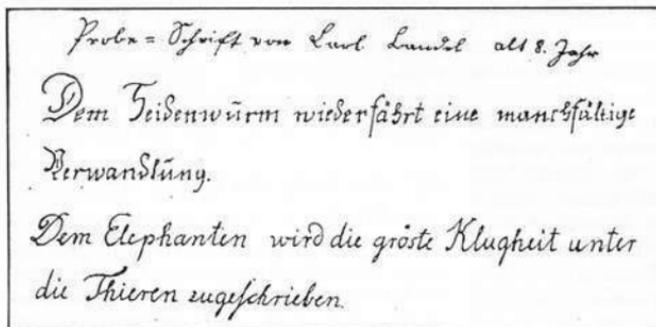


Abb. 3:
 Schönschreib-Übung an
 einer Ansbacher Schule,
 1. Hälfte 19. Jahrhun-
 dert
 (Quelle: HASSLER
 1987, S. 73. Original im
 Landeskirchl. Archiv
 Nürnberg)

und Sorgfalt, – aus "Zwang", dem man, weil von oben kommend, "nicht auszuweichen vermöge" (STAB, Nr. 2710⁴). Und weil gleichwohl in Mittel- und Oberfranken noch immer weite Teile des Berufsstandes den Seidenbau ganz mieden, grollte dort 1838 ein hoher Beamter: "Unter den meisten Schullehrern ist die Erinnerung ... fruchtlos, wenn nicht Gewalt angewendet wird" (STAB, Nr. 2710¹). Die so für die zögernde Breitenwirkung der Maulbeerwirtschaft mitverantwortlichen Gemachten entschuldigten sich u. a. mit Platzmangel in der engen Lehrerwohnung und der Ungewißheit, jetzt Bäume zu pflanzen und vielleicht bald anderswohin versetzt zu werden. 14 Jahre später, 1852, wird dem Kritiker sein Aschaffenburg-Kollege außerdem antworten: "Was die Seidenzucht in den Schulen betrifft, so war diese Art der Einführung ... ein recht gründliches Mittel Abscheu vor derselben einzuflößen. Denn hatte der Schullehrer wider Lust und Willen 5–6 Pfund Cocons erzogen, so wußte er am Ende nicht wohin damit" (STAW, Nr. 3119).

Dieselben Zweifel plagten zuletzt auch einige altruistisch am Seidenbau teilnehmende Geistliche wie Pfarrer Hiller in Arnstein (LG Weismann) oder Pfarrer Sauer in Großheubach (LG Klingenberg). Letzterer hatte 1829 zunächst auf dem Stadtprozelteners Schloßberg Maulbeerbäume gepflanzt und dann ab 1836 auf seiner neuen Pfarrstelle Großheubach voller Schwung nochmals begonnen. Etlliche Bewohner dieses dichtbesiedelten armen Kirchspiels ließen sich mitreißen, obwohl die 4550 Stück zählende *Morus alba*-Kultur im Schulgarten bzw. Gottesacker nie sonderlich auffiel gegenüber 100000 sonstigen Obstbäumen in der Flur. 1847 konnte Sauer sogar eine von drei Haspelmaschinen, die die kgl. Regierung für Unterfranken finanzierte, nach Großheubach bringen. Doch kam sie wegen fortschreitenden Desinteresses schon nicht mehr, wie geplant, im Rathaus zur Aufstellung, wie auch Pfarrer Sauer kaum noch Jungpflanzen verkaufen konnte. 1849 trat "dieser bisher eifrige Züchter" entnervt aus dem Landwirtschaftsverein aus, dem Seiden- und Maulbeerbau "auf immer gram geworden" (o.V. 1838, S. 35; STAW, Nr 3119).

4.3. Das schwache Resultat der eigentlichen Seidenzucht

Für den Forchheimer Landrichter entstand 1838 der Eindruck, daß nun durchaus schon reichlich Maulbeerbäume vorhanden seien, aber "demungeachtet der Seidenbau selten betrieben" werde (STAB, Nr. 2710¹), man dem wahren Ziel sich also nur halb genähert habe. Das war richtig und falsch zugleich.

Zur Technik der Seidenraupenzucht selbst, worüber z. B. HOFFMANN (1839) über dreihundert Seiten schreibt, sei hier nur so viel gesagt, daß es sich um ein Geschäft von bloßen vier bis sechs Wochen im Jahr handelt. Man brütet aus Eiern von *Bombyx mori* L., womit die Seidendeputation Interessenten anfangs gratis versorgte, einfach durch Zimmerwärme Raupen aus. Diese werden mit Maulbeerblättern gefüttert, bis sie sich nach der vierten Häutung in Kokons einspinnen. Bevor die Schmetterlinge schlüpfen und dabei die Kokons aufbrechen, d. h. den Seidenfaden zerstören, müssen sie dann mit Wasserdampf oder durch Sonnen- bzw. Ofenhitze abgetötet werden. Danach kann abgehaspelt und verkauft werden. Unmittelbare Kosten entstanden für ein separates Zimmer mit Reisigregalen bzw. Spinnhütten, ein paar Gerätschaften und Futter, falls dazu private Maulbeerbaumbestände, Pachtfelder oder Zukauf nötig waren; sie galten insgesamt als gering. "Wurmeier" für die nächstjährige Zucht gewann man selbst von einigen Schmetterlingen, die man überleben ließ. Dringend gefordert waren indessen Reinlichkeit und Sorgfalt, um den diversen Krankheiten der Seidenraupen, z. B. durch naßkaltes Freßgut, vorzubeugen und schädliches Ungeziefer, z. B. Spinnen, Wespen, Ameisen, Ohrkäfer, und Vögel fernzuhalten.

Angesichts der ziemlich kurzen Arbeitsphase war klar, und kein Verantwortlicher sah es anders, daß diese Sache stets nur ein Nebenerwerb sein konnte. Gleichwohl lasse sich damit "spielen", so HAZZI (1826, S. 15), eine Summe von 30–50 fl. im Jahr verdienen.

In der fränkischen Realität wagten sich an diesen eigentlichen Teil der Seidenzucht trotzdem nur wenige hundert Leute, so daß mancher Maulbeerstrauch wirklich unpro-

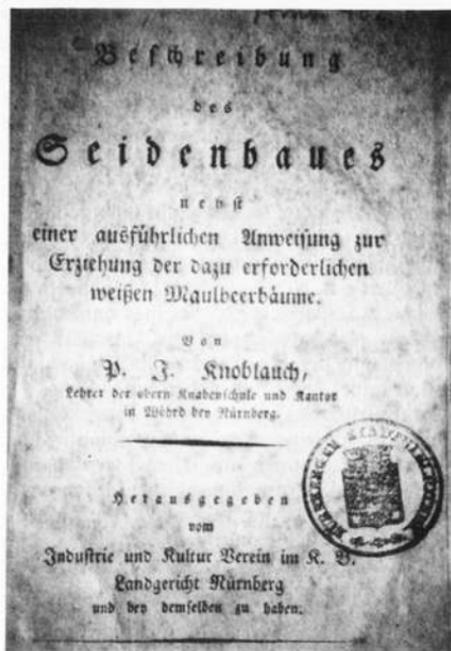


Abb. 4:
Lehrbücher zum Seidenbau aus der Feder fränkischer Autoren
(Frdl. Genehmigung d. Stadtbibliothek Nürnberg, Sign. Amb. 402.8° und Univ.-Bibliothek Regensburg,
Sign. ZD 4500, H 711)

duktiv herumstand. Reine Liebhaber aus Zeitvertreib, auf die Hazzi auch gehofft hatte, waren kaum darunter. Außer den Schulinstitutionen und ein paar Waisenhäusern sehen wir langfristig erneut vor allem nur die bei den Maulbeerpflanzungen schon genannten Lehrer, niederen Beamten und Handwerker aktiv, – verstreut lebende Einzelfamilien, für die solches Zubrot bitter existenznotwendig war. Von 1830 bis etwa 1861 läßt sich zum Beispiel das Schuhmacher-Ehepaar Rauh in Bayreuth verfolgen, das 1833 9000, 1834 25000 Seidenwürmer betreute, mehrfach für seine volkswirtschaftlichen Leistungen im Seidenbau beim Münchner Oktoberfest Medaillen und Belobigungen bekam, aber dennoch permanent kämpfen mußte, – um 1,4 Tagwerk Pachtland am Hohenwart für ein

paar eigene Maulbeerbäume, um Gratiszuweisungen ebendieser Pflanzen und Wurmeier, um einen Zuschuß für eine bessere Seidenhaspel und sonstige Geldzuwendungen aus dem Kreisfonds. "Äußerst dürftig", "nie ins Große gelangt", heißt es von ihren Lebensumständen, als sie 1851 auf 6 Pfund Kokons kamen (STAB, Nr. 2710^{1.V}). – Froh wurde auf Dauer keiner: Zum Alltag gehörte, daß im Winter Maulbeersträucher erfroren oder in einem kalten Frühjahr später Laub austrieben als die Raupen auskrochen, so daß Futtermangel herrschte und entweder die Zucht reduziert oder im Umkreis von zwei bis sieben Stunden anderswo, z.B. auf Kirchhöfen, Blätter gesammelt werden mußten. Oft taugten auch die Eier nichts oder es traten trotz aller Aufmerksamkeit Seuchen

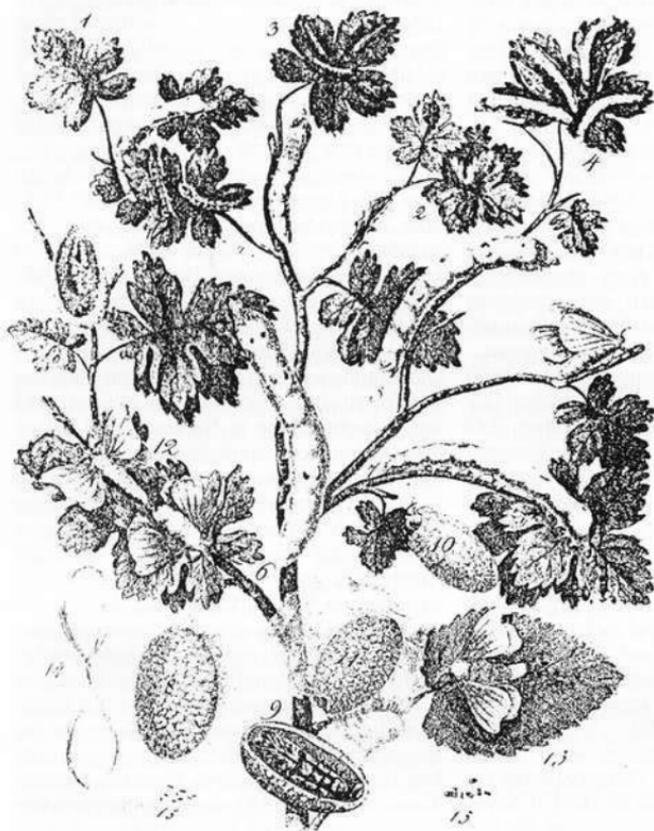


Abb. 5:
 "Darstellung des Lebenslaufes der Seidenraupe vom Entstehen bis wieder zum Eychen"
 (Quelle: HAZZI 1826, illuminierte Beilage)

auf, manchmal erst kurz vor dem Einspinnen, so daß die ganze Mühe umsonst war. Kennzeichnend für die von Jahr zu Jahr extrem schwankenden Erfolge ist eine Aufzeichnungsreihe des Kantors Goebel in Burghaslach/Mfr.: Von 32 Maulbeerbüschen bekam er 1842 280, 1843 600 Kokons; 1844/45 steigerte er die Nahrungsbasis auf 50 Bäume, schonte diese drei Jahre lang, erzielte 1847 9000 Kokons (17½ Pfund), sah 1848, 1849 und 1850 alle Raupen zugrunde gehen; danach war ihm die Lust auf neue Versuche verleidet (STAN, Nr. 4975). Für ganz Unterfranken schätzte HOFFMANN (1839, S. 434) das Jahresergebnis nicht höher als 400–500 Pfund Kokons.

Ungefähr 200–800 Kokons gingen auf 1 Pfund, 10 Pfund Kokons ergaben 1 Pfund Rohseide, für diese wurden je Pfund und Qualität 8–16 Fl. bezahlt. Jedoch nur wenige Züchter trauten sich selbst an das leicht den Faden ruinierende Abhaspeln, sondern schickten schon die Kokons in die Filatorien des Seidenzuchtvereins Nürnberg (1842 aufgelöst), der Aktiengesellschaft Regensburg (1851 aufgelöst), des Hauptfrauenvereins in München oder des Lehrerseminars Würzburg. Das bedeutete Preisabschlag und, böse ausgedrückt, gingen "Müh u. Schweiß für's Porto" drauf (STAW, Nr. 3119). Hinzu kamen Absatzprobleme für die selbst erzeugte Roh- oder Nähseide: Die Seidenmanufaktur

Hanau zahlte 1850 für Aschaffenburg Ware nur halbe Preise, Knopfmacher Strauß in Neustadt/Aisch fand schon 1844 keinen Abnehmer mehr für seine Kokons, und manchmal blieb ein Posamentierer das Geld auch schuldig.

Lehrer Lechner aus Beerbach (LG Lauf) rechnete 1852 vor, daß er in 30 Jahren rund 25 Pfund reine abgehaspelte Seide geschaffen und damit 400 fl. kassiert hatte, – weit weniger also, als der Kreis um Staatsrat v. Hazzi den Fleißigen einst angekündigt hatte. Gleichzeitig mußten die erwähnten Schustersleute Rauh schon für ihr Wohnquartier 60 fl. jährlichen Mietzins aufbringen... Rückschauende Äußerungen um 1850 klingen daher ausnahmslos enttäuscht: Der Gewinn habe nie die Mühe gelohnt (LG Erlangen), ja "kaum die Hälfte der Kosten" gedeckt (LG Bamberg II). Maurermeister Eberdt in Cadolzburg sah nicht einmal die Auslagen für seine Maulbeerbäume beglichen. Und, offenbar viel Spott im Ohr, bekannte Kantor Strobel aus Dietenhofen (LG Markt Erlbach) immerhin "gegen seine Freunde, daß nichts dabei herauskomme". Verbittert blickte man auf die jüdischen Händler, die gleichzeitig fertige Seidentücher so unverhältnismäßig teuer verkauften (HOFFMANN 1839, S. 28).

Auf Verbesserungsvorschläge etwa durch Schutzzölle oder höhere Garantiepreise für einheimische Rohseide mochte die kgl. bayerische Regierung nicht eingehen. Nach dem Geldwert der erzeugten Rohseide nahmen 1842 innerhalb Bayerns Mittelfranken (346 fl.) den zweiten, Unterfranken (156 fl.) den vierten und Oberfranken (115 fl.) den sechsten Rangplatz ein, – noch vor Ober- und Niederbayern (AUER 1954, S. 96).

4.4. *Resignation und Zusammenbruch bis 1852*

Die Zeit der Neupflanzung von Maulbeerbäumen dauerte in allen drei Regierungsbezirken bis etwa 1843/44, in Unterfranken stellenweise noch bis 1847. Danach gingen immer mehr Hochstämme und Hecken ersatzlos zugrunde. Verdorrt oder nicht, wurden viele einfach ausgehauen und zu Büttner-, Möbel- oder Brennholz verarbeitet; auf den

Würzburger Festungswällen war schon vor 1850 nichts mehr davon zu sehen. Andere Bestände blieben ihrem natürlichen Schicksal überlassen; auf einige kräftige Restexemplare, z. B. in Nürnberg, Fürth, Kulmbach, wurde in Zeitungsaufartikeln noch um 1920/30 aufmerksam gemacht.

Die meisten Seidenraupenhalter hatten sich, was Obiges erklärt, schon in den Mitt-40er Jahren deprimiert zurückgezogen; wer aufhörte oder starb, hatte in der Regel am Ort keinen Nachfolger mehr. Bescheidenste Individualaktivitäten meldeten 1852 ff. nur noch die Städte Brückenau, Aschaffenburg, Klingenberg, Würzburg, Marktstef, Bayreuth und Pegnitz sowie die Landgerichte Bamberg II, Forchheim, Höchststadt und Lauf. Die Seidenzuchtvereine in Nürnberg und Uffenheim lösten sich bereits 1842 bzw. 1844 auf, die Seidenbau-Inspection in Regensburg 1852, der Frauenverein zur Beförderung der Seidenzucht in Unterfranken 1867.

Es hat den Anschein, daß über die Fragwürdigkeit und Erfolglosigkeit des kgl. bayerischen Seidenbauprojekts, das mittlerweile beträchtliche Staatsgelder verschlungen hatte, offiziell erst nachgedacht werden durfte, als sein Hauptförderer König Ludwig I. abgedankt und die Kompetenz für Landwirtschaft aus dem Innenministerium auf das Ministerium des Handels übergegangen war. Mit bereits distanzierendem Unterton forderte dieses am 29. 3. 1852 sämtliche bayerischen Stadtmagistrate und Landesräte auf, über den Stand der Seidenzucht Bericht zu erstatten. Die gründlichen Antworten fassen noch einmal zusammen, aus wievielen Gründen sie mißglückte. Zum Teil sind es Argumente, über die v. Hazzi und andere schon zu Beginn nachgedacht hatten, die sie aber durchweg beherrschen zu können glaubten. Darüberhinaus bestätigt der oftmals im Ton vernichtende Rückblick, daß die neue Kultur nie ernstlich Fuß gefaßt hatte und auch selten auf echte Sympathie gestoßen war.

Bis zuletzt blieb strittig, ob das Klima im rauhen Nordbayern sich nun für den weißen Maulbeerbaum eignete oder nicht. Was den Bequemen und Unwilligen schnell als Ausrede gedient hatte, gar nichts zu tun, mußten jedoch mit der Zeit auch die sogenannten Kulturfreunde anerkennen: Ob in

Mittelgebirgsregionen, ob im Unterland, wo sonst Obst und gar der Wein gediehen, – immer wieder erfroren (wie freilich nicht anders in Oberitalien!) in kalten Wintern oder durch Spätfröste im Frühjahr Spitzen, Äste und schwächere Bäume. Oder das Laub trieb erst aus, als die früher geschlüpften Seidenraupen bereits verhungert waren. Gezweifelt wurde ferner an der Qualität der gelieferten Maulbeersamen, Setzlinge und Wurmeier.

Zum zweiten Faktorenbündel menschlicher Ungeschicklichkeiten gehörte, daß man die Maulbeerbäume zu ungeduldig nutzte: Jungpflanzen wurden zu früh, d.h. bevor sie fünf, sechs Jahre und dann widerstandsfähiger waren, ältere Hochstämme zu stark entblättert und dadurch zwangsläufig in ihrem Fortkommen geschädigt. Solche Plünderung widerfuhr insbesondere den nichtprivaten Beständen auf Kirchhöfen, Hutangern und städtischen Verschönerungsanlagen. Entschuldigung wurde hierzu auch auf echte Engpässe hingewiesen, weil Interessenten anfangs nicht genügend Sämlinge und nicht immer zum besten Pflanztermin bekommen konnten. Manch anderer habe schlicht seine Futtermittel überschätzt und zu viele Seidenwürmer angesetzt. Zu den unlegbar schlimmen krankheitsbedingten Kokonverlusten wurde vermutet, daß es wohl doch oft an der notwendigen Sorgfalt und Sauberkeit gefehlt habe. Neben Fachleuten seien eben auch Dilettanten tätig gewesen.

Als dritte Ursache des Scheiterns wurden die innere Einstellung, d.h. Trägheit, Voreingenommenheit und mangelnde Fortschrittswilligkeit breiter Bevölkerungskreise kritisiert. Außer den Lehrern, von denen sich die Behörden noch mehr Pioniergeist gewünscht hätten, wurden vor allem die Bauern beschimpft als "indolent", erwiesenermaßen rückständig, wohlstandssatt und nur scharf auf Geld ohne Risiko. Gewiß war es oft nur vorgeschützt, wenn bäuerliche Gegenden, z.B. um Ellingen-Pleinfeld, Erlangen und am Untermain, ihr Desinteresse an Maulbeerpflanzungen damit erklärten, hier sei schon jedes Fleckchen Erde ausgenutzt für Obst-, Hopfen-, Ölsaaten- und Getreidebau und davon verspreche man sich mehr; außerdem gebe es zeitliche Kollisionen zwischen

Arbeitsspitzen in der Seidenzucht und der Landwirtschaft. Bad Kissingen argumentierte ähnlich mit seinen Kurgästen. Nach Meinung anderer Berichte entsprach die angeführte Flächenkonkurrenz aber auch objektiven Tatsachen, waren doch die genannten Handelsfrüchte einstmals im 18. Jahrhundert genauso propagiert worden wie jetzt der Seidenbau. Schlechte Erinnerungen an das damalige Seidenzuchtfiasko seien in Würzburg und Markt Einersheim ein weiterer, sozusagen historischer Ablehnungsgrund gewesen. Offen aggressiv muß die Stimmung 1842 in Weimersheim (LG Ellingen) gewesen sein, wo "frevlerische Hand" eines Nachts alle 13000 Maulbeerbäume (sic!) des Pfarrers zerstörte.

Allesentscheidender letzter Punkt gegen die Seidenzucht war jedoch die ökonomische Rechnung. Belehrung, ohne daß praktischer Erfolg überzeuge, mache zu Recht mißtrauisch, schrieb das Amt Pegnitz. Die Unrentabilität jedes einzelnen Unternehmens, das stete Mißverhältnis von Einnahmen zu Kosten und Mühen, das jeder Berichterstatte nur bestätigen konnte, schreckte am Ende selbst größte Optimisten ab, – den Staat dazu, der nach 1852 seine Förderung der Seidenzucht als "nutzlose Vergeudung von Mitteln" für eine "künstliche Sache" nahezu einstellte.

5. Schlußepisoden: Fallschirmseide für das Dritte Reich

In den Köpfen war die Idee einer heimischen Seidenproduktion dennoch nicht tot. Weil ein Haupthindernis im schlechten Gedeihen des Maulbeerbaums lag, glaubte der Münchner Professor Dr. Karl Otto Harz 1884 ff. das Zaubermittel gefunden zu haben, als er als Surrogatpflanze die allbekannte Schwarzwurzel (*Scorzonera hispanica*) entdeckte. Schwarzwurzelblätter waren – neben Salat, Bocksblatt, russisch Ahorn, syrischer Schwalbenwurz usw. – schon früher als Notfutter empfohlen worden, z.B. in Nürnberg und Feuchtungen um 1840 (STAN, Nr. 4975; HOFFMANN 1839, S. 111; AUER 1954, S. 84–90). Das Neue war, daß Professor Harz in zehnjähriger Mutationsreihe Seidenraupen ganz auf Schwarzwurzeln umgewöhnte. Hatte der Hauptfrauenverein

München 1847 gereimt "Mit Geduld und Müh' und Zeit / wird das Maulbeerblatt zum Atlaskleid", so frohlockte nun Harz "Mit Geduld und mit der Zeit / wird's Schwarzwurzelblatt zum Atlaskleid"! Interessiert bahnte die Regierung von Oberfranken 1899 ff. praktische Großversuche in Münchenberg und Hof an, die keineswegs erfolgreich ausfielen. Gleichwohl scheint die Sache bald eingeschlafen zu sein ebenso wie 1868/79 Experimente mit Eichenspinner-Raupen in Schloß Wiesenthau/Ofr. und Egloffstein (AUER, 1954, S. 90; STAB, Nr. 2710^V).

Ab 1915/17 wurde viel diskutiert, ob Seidenzucht eine Erwerbsquelle für Kriegsinvaliden sein könne. Ein 1915 neugegründeter "Deutscher Seidenbauverband" führte u.a. in Nürnberg Ausstellungen durch, in Kulmbach und Coburg entstanden Ortsgruppen. Interessanterweise wurde dabei in Kulmbach die Nutzung alter und neuer Maulbeerbaumbestände bereits mit historischer Legendenbildung verknüpft: Seidenbau in Kulmbach habe einst "großen Erfolg" gehabt, bis etwa 1860 eine seltsame "Cholera" unter den Raupen ausbrach... Als die Kulmbacher des Jahres 1918 dasselbe erlebten, hörten sie sofort wieder auf (STAB, Nr. 2710^V).

Groß aufgezogen wurde die Sache dann noch einmal in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Abermals waren es Intentionen "von oben", und abermals war dabei den Schulen (und der Hitlerjugend) eine zentrale Rolle zugeordnet. Neumodisch arbeitete man auch mit einem Lehrfilm (AUER 1964, S. 112). Durch Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung v. 11. 9. 1939 wurde "jede Schule ... verpflichtet, 500-1000 2jährige Maulbeeren im Frühjahr 1940 ... anzupflanzen", z. B. auf "Schulgärten, Schulhöfe, Sportplätze, Badeanstalten, Einfassungen von Siedlungen und Kleingärten, Industriegelände, Ländereien der Reichsautobahn, der Landwirtschaft und sonstiger Landbesitzer" und sodann bei der "Reichsfachgruppe Seidenbauer e.V. Berlin" je 10 Gramm Seidenspinnerbrut abzurufen zur Zucht in Klassenzimmern, Bodenkammern, Kleiderspinden usw. In Lehrerhandreichungen für den Unterricht (hg. REICHSFACHGRUPPE 1940) findet sich dazu mit Hinweis auf die "Wirtschaftsblockade

unserer Gegner", folgender Erläuterungssatz: "Naturseide läßt sich nur durch Kunstseide ersetzen, wenn es sich um die Herstellung von Luxusgegenständen (Bekleidungsstücke) handelt. Sie ist unersetzlich für technische Zwecke und für den Bedarf des Heeres (Fallschirme)". Verkürzt zur pädagogischen Motivation der Schüler hieß das: Helft mit, unseren tapferen Luftwaffenpiloten Fallschirme mitzugeben!

Parteigehorsam dürfte, wie in Weißenburg/B. (BACH 1941), auch sonst in Franken viele solche Anstrengungen in Gang gesetzt haben. Gau Mainfranken bilanzierte schon 1937/38 wieder einen Zwischenstand von 260000 Morus-Hecken (AUER 1954, S. 110)! Über diesen Neubeginn nach Art, Ausmaß und Fortsetzung über 1945 hinaus müßte weiter geforscht werden; Zuschriften an den Autor wären erwünscht.

6. Quellen und Literatur:

- Staatsarchiv Bamberg:
(STAB): Rep. K 3 F/Va, Reg. v. Oberfranken, Kdl, Nr. 2710^{1-V}
- Staatsarchiv Nürnberg:
(STAN): Rep. 270 Abgabe 1900, Reg. v. Mittelfranken, Kdl, Nr. 4974-4976
- Staatsarchiv Nürnberg:
(STAN): Rep. 270/II, Abgabe 1932, Reg. v. Mittelfranken, Kdl, Tit. IX, Nr. 3
- Staatsarchiv Nürnberg:
(STAN): Rep. 271, Abgabe 1909, Reg. v. Mittelfranken, Kdl, Nr. 3443-3444
- Staatsarchiv Nürnberg:
(STAN): Rep. 212/16, Bezirksamt Scheinfeld Nr. 113-134
- Staatsarchiv Würzburg:
(STAW): Abgabe 1943/45, Reg. v. Unterfranken, Nr. 3117 u. 3119
- Bamberger Neueste Nachrichten v. 5. 4. 1917
- Fränkischer Kurier (Nürnberg) v. 2. 12. 1915 u. 18. 10. 1926
- Wochenblatt des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern, Jg. XV. 1824/25 u. Jg XVI. 1825/26

AUER, Franz Ludwig:
Geschichte der Seidenindustrie und der Seidenzucht in Bayern. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Münchens von den ersten Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg. - München-Pasing 1954.

- A. W. L.:
Maulbeerbäume bei Baiersdorf. – Erlanger Heimatblätter 2. Jg. 1919, Nr. 7.
- BUNDSCHUH, J. K.:
Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken. Bd. 1. Ulm 1799.
- FISCHER, Johann Bernhard:
Statistische und topographische Beschreibung des Burggraftums Nürnberg unterhalb des Gebürs oder des Fürstentums Brandenburg-Anspach. – Ansbach 1787.
- HARZ, Karl Otto:
Die Seidenzucht in Bayern. – Forschungen z. Kultur- u. Litteraturgeschichte Bayerns Bd. II. 1894. S. 30–45 u. Bd. III. 1895. S. 152–171. Forschungen z. Geschichte Bayerns Bd. VII. 1899. S. 102–133.
- HASSLER, Robert:
Geliebte Töchter! Eine der ältesten Höheren Mädchenschulen erzählt, Bd. I (1795–1912). – Bechhofen 1987.
- HAZZI, Joseph v.:
Lehrbuch des Seidenbaues für Deutschland und besonders für Bayern. – München 1826.
- HEIDRICH, Hermann:
Farben – Färben – Drucken. – Informationsblätter d. Fränkischen Freilandmuseums. Bad Windsheim o. J.
- HOFFMANN, Anton:
Einiges über Seidenzucht im Untermainkreise, insbesondere über häusliche Verarbeitung und Benützung der Cocons-Abfälle. – Centralblatt des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern. 27. Jg. 1837. S. 727–737.
- HOFFMANN, Anton:
Handbuch der fränkischen Seide-Erzeugung als eines privaten Nebengewerbes. – Würzburg 1839.
- HOHN, Karl Friedrich:
Atlas von Bayern. Geographisch-statistisch-historisches Handbuch. – Nürnberg 1840.
- JENTSCH, Helmut / KRAUSCH, Heinz-Dieter:
Die Maulbeerallee bei Groß-Jauer und der frühere Anbau der Maulbeere in der Niederlausitz. – Naturschutzarbeit in Berlin u. Brandenburg 24. Jg. 1988. S. 18–22.
- KNOBLAUCH, P. J.:
Beschreibung des Seidenbaues nebst einer ausführlichen Anweisung zur Erziehung der weißen Maulbeerbäume. – Nürnberg 1826.
- LEHNER, Julia:
Die Mode im alten Nürnberg. – Nürnberger Werkstücke 36. 1984.
- LIEDERSKRON, Carl Leopold Liederer v.:
Meine Erfahrungen über die Seidenzucht in der Gegend von Erlangen. – Jahresbericht über die kgl. Landwirtschafts- und Gewerbeschule ... und Handwerks-Feiertagsschule zu Erlangen. Erlangen 1841. S. 25–35.
- PECHMANN, Heinrich v.:
Die Geschichte und Beschreibung des Bauentwurfs für den Ludwikanal. – Beiträge für die Baukunst. München 1847. S. 104–158.
- REICHSFACHGRUPPE Seidenbauer e.V. im Reichsverband Dt. Kleintierzüchter (Hg.):
Seidenbau in der Schule. Seine Eingliederung in den Unterricht. – Berlin 1940.
- REUTER, Ortulf:
Die Manufaktur im Fränkischen Raum. Eine Untersuchung großbetrieblicher Anfänge in den Fürstentümern Ansbach und Bayreuth. – Forschungen z. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Bd. 3. Stuttgart 1961.
- SCHANZ, Georg:
Zur Geschichte der Colonisation und Industrie in Franken. – Bayer. Wirtschafts- u. Verwaltungsstudien Bd. 1. Erlangen 1884.
- SCHLÖGL, Alois (Hg.):
Bayerische Agrargeschichte. – München 1954.
- SCHMUCK, Julius / BACH, Konrad:
Beiträge zur Geschichte des Seidenbaues in Weifenburg in Bay. – Weifenburger Heimatblatt 8. Jg. 1941. S. 52–56.
- SCHUMACHER, Otto:
Nürnbergers Seidenbau vor 100 Jahren. – Nürnberger Zeitung v. 6. 8. 1931.
- STOOB, Heinz:
Über frühneuzeitliche Städtetypen. – H. S., Forschungen zum Städtewesen in Europa. – Köln/Wien 1970. S. 246–284.
- VOGEL, J.:
Die Seidenraupenzucht in der Gegend von Erlangen. – Erlanger Heimatblätter 2. Jg. 1919. Nr. 41.
- WACHTER:
Seidenbau in Himmelkron. – Oberfränk. Heimat 6. Jg. 1929. S. 6–8.
- o. V.:
Bericht über den Zustand der Maulbeerbaum- und Seidenzucht in Unterfranken und Aschaffenburg im Jahre 1836/37. – Landwirtschaftl. Zeitschrift f. Unterfranken und Aschaffenburg 2. Jg. 1838. H. 2. S. 20–62.
- o. V.:
Der Maulbeerbaum in Deutschland. – Zs. Bayerland 10. Jg. 1899. S. 620.

Dr. Hartmut Heller
Saarstraße 5, 8520 Erlangen
Tel. 091 31/31706